

ARCHIV - [Objekt des Monats] 2020

Inhaltsverzeichnis

OdM Jänner 2020	LANDESSCHÜTZE VOR MONTE BELLO Tirol Panorama, Innsbruck	2
OdM Februar 2020	WIPPEND MIT DEM KOPF VORAUS Haus des Gastes, Innsbruck-Igls	5
OdM März 2020	MÄDCHEN VON AGUNTUM Museum und archäologischer Park Aguntum	8
OdM April 2020	DIE SCHUCHTER-MODULATION Radiomuseum Schuchter, Innsbruck	11
OdM Mai 2020	AMULETT ZWISCHEN GOTT- UND GEISTERGLAUBE Das Breverl im Rablhaus in Weerberg	13
OdM Juni 2020	DER HERKULES VON TYROL Erinnerungen an den stärksten Kirchdorfer im Museum im „Metzgerhaus“	16
OdM Juli 2020	DIE ZERBRECHLICHE SCHÖNHEIT DER VERGANGENHEIT Ein Glasarmringfragment im Rättermuseum Birgitz	20
OdM August 2020	ÜBERDAUERENDE METALLKUNST VERSUS VERGÄNGLICHKEIT Der Weihwasserkesselträger im Museumsfriedhof Kramsach	23
OdM September 2020	HOLZKUNST MIT GLÜCKSFAKTOR Die Heiliggeisttaube im 1. Tiroler Holzmuseum in der Wildschönau	25
OdM Oktober 2020	ZWOA BRETTL 'N, A G'FÜHRIGER SCHNEE... Ein Paar Eschenschi von Anton Unterlechner im Schimuseum Grafenast, Hochpillberg	28
OdM November 2020	POLITISCHE ASPEKTE EINES KULTBILDES Die Wladimirskaja in der Ikonen-Ausstellung von Stift Stams	31
OdM Dezember 2020	TRINKEN MIT STIL Ein beliebtes Trichter Glas der Renaissance im Schloss Ambras	35

LANDESSCHÜTZE VOR MONTE BELLO

Tirol Panorama, Innsbruck

Landesschütze, k.k. Landesschützen-Regiment Nr. III

Öl auf Leinwand, gerahmt

Gesamtgröße: 127 x 80 cm

signiert/datiert unten links: nach Printz / Pomo cop. 1911.

rückseitig bezeichnet (siehe Text)

TLM, Historische Sammlungen,

Tiroler Kaiserschützenmuseum, Inv.-Nr. GGF 867



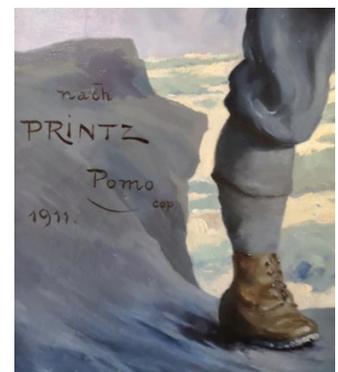
Nach dem Eintritt ins Museum *Tirol Panorama* und vorbei an der Kassa, säumen den Parcours bis zur Rolltreppe am Ende des Ganges eine Reihe von illustren Persönlichkeiten mit engem Bezug zur Tiroler Kulturgeschichte. Im ersten Untergeschoss angelangt, die abermals absteigende Treppe zum Innsbrucker Riesenrundgemälde von Michael Zeno Diemer (1867-1939) passierend, ist der erste museale Berührungspunkt eine Wandgestaltung mit

Erinnerungsstücken an die Tiroler Kaiserschützen. Im Übrigen ist das Nachbargebäude hier am Bergisel das Kaiserjägermuseum, welches sich seinerseits den Tiroler Kaiserjägern widmet. Diese bildeten einen anderen Truppenkörper in der Armee der Österreich-Ungarischen Monarchie und werden oft mit den **Kaiserschützen** verwechselt. Letztere trugen bis zur Umbenennung in Kaiserschützen-Regiment per Dekret vom 11. April 1917 durch Kaiser Karl I. die Bezeichnung Landesschützen-Regiment.



Ein Puzzleteil dieses Arrangements springt dem Betrachter aufgrund seiner Positionierung, Dimension, Farbgebung mit leuchtenden Blautönen und schlichter, schwarzer Rahmung rasch ins Auge. Ein Ölgemälde! Es zeigt eine ganzfigurale Darstellung eines **Landesschützen** auf einer schattigen Felsnase und den Drei Zinnen (Südtirol) als Kulisse. Die Sonne strahlt ihre östlichen Flanken an und zeichnet scharfe Konturen entlang der Nordwände. Am Wandfuss der Großen Zinne sind Schneeereste zu erkennen. Beide Protagonisten erheben sich stolz über der tieferliegenden *Langalm* im braun getönten Herbstgewand. Der Aussichtspunkt, an welchem der Landesschütze innehält und mit konzentriertem Blick vorbei an *die Zinn'* gen Westen schaut, befindet sich am Paternkofel – möglicherweise im Gipfelbereich.

Durch das gekonnte Spiel des Malers mit Licht und Schatten hebt sich der Landesschütze im Bildvordergrund in seiner seit 1907 üblichen Gebirgsuniform deutlich ab. Bei den Monturstücken dominiert die hechtgraue Farbe, nämlich bei Feldkappe mit angestecktem Spielhahnstoß, Anorak mit grünen Parolis und silbergrauem Edelweiss, Kniebundhose und kniehohen Wollstrümpfen. Weitere Ausrüstungsgegenstände sind gut sichtbar: genagelte Bergschuhe, ein



Eispickel, geschulterter Stutzen und das Marschgepäck mit Kletterseil. Am Felsvorsprung hat sich auch der Künstler verewigt und notiert: „**nach Printz / Pomo cop. 1911.**“ Die Bezeichnung auf der Rückseite der Leinwand gibt nähere Details preis: „*nach einer Ehrenscheibe / von Hans Printz 1910 / Der Offiziersmesse / des / Landesschützenbaons / zur Erinnerung / Primiero 1911 Pomo / Hptm.*“

Der Maler und Zeichner **Hans Printz** (Venedig 1865-1925 Wien), dessen Scheibenbild von 1910 hier zum Vorbild genommen wurde, ist einem breiten Publikum vor allem durch seine Darstellungen für die ‚*Österreichische Illustrierte Zeitung*‘ und für ‚*Die Muskete*‘ bekannt. Einen wesentlichen Bestandteil seines Oeuvres bestimmen Szenen militärischen Alltagslebens und des Krieges, die heute gleichsam zeithistorisch relevante Zeugnisse sind. Schwerer greifbar indes ist Kopist und Hauptmann Pomo, der als Maler kaum bekannt zu sein scheint. Er hat hier wohl ein hochrangiges Mitglied des k.k. Landesschützen-Regiments „Innichen“ Nr. III portraitiert. Nachdem das III. Infanterieregiment der Landesschützen im Jahre 1909 wieder aufgestellt wurde, das erste von vier Bataillonen das *Baon Primör* (ital. *Primiero*) war und die Entstehungszeiträume sich damit überlappen, ist dieser Schluss naheliegend.

Hat sich hier nun **Hauptmann Ferdinand Pomo von Weyerthal** als Maler betätigt? Eine intensive Recherche zum Familiennamen Pomo lässt diese Hypothese als möglich erscheinen. Die aktuelle Werkbeschreibung der *Tiroler Landesmuseen* hält diesbezüglich keine Informationen bereit. Ein



entscheidendes Indiz für einen Zusammenhang liefern die ‚*Bozner Nachrichten*‘ vom 26. Oktober 1910, denen zu entnehmen ist, dass Hauptleute transferiert wurden, u. a. „Ferdinand Pomo v. Weyerthal vom 34. Landwehr-Infanterie-Reg. zum 3. Landesschützen-Reg[iment]“. Seine Ernennung zum Major des „LSchR. III“ verraten die ‚*Innsbrucker Nachrichten*‘ am 5. November 1912 und die Berufung zum Major des „3. LSchR.“ ‚*der Tiroler Landmann*‘ am 11. Mai 1915. Dass es sich bei Pomo von Weyerthal um eine bedeutende Symbolfigur der Landesschützen/Kaiserschützen gehandelt hat, belegt die Etikette „Kaiserschützenvater“ anlässlich seines 80. Geburtstages im Jahr 1943. Außerdem war er auch Ehrenpräsident des Kaiserschützenbundes.

Sein Ölgemälde strahlt insgesamt eine eigenartige Ruhe aus. Pathetisch sind Landesschütze und Felstürme in Szene gesetzt. Keine Wolke stört das Pastellblau des Himmels. Hell leuchtet die Dibenakante (Große Zinne) vor dem Antlitz des Landesschützen bzw. in Bildmitte empor, die 1908 von Rudl Eller erstbegangen wurde und trotzdem nach Angelo Dibona benannt ist. Ebenso verläuft beinahe entlang der Schattenlinien des markanten Gebirgsstockes in den Sextener Dolomiten bis fast herüber zum Standpunkt des Soldaten auch die historische Grenze zwischen Venetien und Alttirol (heute zu Südtirol). Diese Trennlinie war immer wieder Ausgangspunkt für Grenzstreitigkeiten und sollte bald nach Fertigstellung des Gemäldes den Frontverlauf im Ersten Weltkrieg bilden; heftiger umkämpft denn je zwischen dem Königreich Italien und Österreich-Ungarn.

Das Kunstwerk von *Pomo nach Printz* ist eine von vielen Darstellungen des **Monte Bello**, wie das Wahrzeichen der Sextener Dolomiten einst auf der anderen Seite der Grenze (Auronzo, Provinz Belluno) bezeichnet wurde. Zahlreich sind die Druckgraphiken aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts oder auch Gemälde und Zeichnungen durch das gesamte 20. Jahrhundert hindurch, die unterschiedliche Blickwinkel und Inszenierungen des Panoramas wiedergeben. Sowohl die stürmischen als auch die romantischen Wesenszüge haben das Interesse von Künstlern, nicht zuletzt Fotografen, geweckt. Heute sind die **#dreizinnen / #3zinnendolomites / #trecimedilavaredo** einem dramatischen Fotoboom ausgesetzt und zählen zum Welterbe Dolomiten. Die unmissverständliche, alte Bezeichnung *Monte Bello* erzählt davon, dass das Gefühl für die Erhabenheit der Natur zum uralten Erfahrungsschatz alpiner Kultur gehört.



Für Auskunft und Publikationserlaubnis geht ein herzlicher Dank an die Tiroler Landesmuseen, insbesondere an Mag. Christine Gamper und Kustodin Dr. Claudia Sporer-Heis.

Öffnungszeiten: Mittwoch – Montag 9:00 – 17:00 Uhr

Kontakt:

Tirol Panorama (mit Riesenrundgemälde) und Kaiserjägermuseum

Mag. Christine Gamper (Abteilungsleiterin)

A-6020 Innsbruck, Bergisel 1-2

Tel.: +43 (0) 512 / 59489-610

Mail: c.gamper@tiroler-landesmuseen.at

www.tiroler-landesmuseen.at

© Land Tirol; Dr. Andreas Rauchegger, Text und Abbildungen

Abbildungen:

- 1 - Wandgestaltung Tiroler Kaiserschützen
- 2 - Blick vom Tirol Panorama zum Kaiserjägermuseum
- 3 - Ölgemälde Landeschütze, k.k. Landeschützen-Regiment Nr. III
- 4 - Detail Ölgemälde
- 5 - Detail Ölgemälde
- 6 - Die Drei Zinnen im Ampezzaner Thal, 1875. Stahlstich von J. Umbach nach L. Rohbock, 13 x 18,4 cm (Archiv Verfasser)

[Objekt des Monats Februar 2020]

WIPPEND MIT DEM KOPF VORAUS

Haus des Gastes, Igls

Die Website www.olympiaworld.at der Stadt Innsbruck kündigt immer auch „Weltcuprennen und spektakuläre Events“ an, die den Bobsport, Rodelsport und Skeletonsport betreffen. Austragungsort und „Arena“: der *Olympia Eiskanal* in Igls bei Innsbruck, der eine lange Tradition vorzuweisen hat. Gerne wird im Zusammenhang an ein frühes und für das Renommee prägendes Ereignis erinnert, nämlich das Zweierbob-Rennen im Rahmen der 5. Bob-Weltmeisterschaft 1935. Das Viererbob-Rennen fand hingegen im Schweizer Nobelort St. Moritz statt. Zum zweiten Mal Austragungsort einer Bob-WM war die Ortschaft im Jahre 1963, gefolgt von 1993 und 2016. Nicht weniger bedeutend waren die *Olympischen Winterspiele Innsbruck* in den Jahren 1964 und 1976.



Doch reicht der Enthusiasmus für den Wintersportort Igls bis an den Beginn des 20. Jahrhunderts zurück. Damals erlebte das Dorf einen wirtschaftlichen Aufschwung. Zeugnisse der anhaltenden Sportbegeisterung sind zahlreiche Ausstellungsstücke, die das *Haus des Gastes* im Ortszentrum bereithält. Es sind historische Sportfotografien und vor allem Sportgeräte, von Eislaufschuhen über eine Skipaar-Genealogie und

Snowboards bis hin zu einem Bob, antiquierten Rodeln und drei sehr frühen Skeleton-Modellen. Mehrere Objekte haben enge biographische Bezüge zu herausragenden Wintersportlern und hätten es verdient, näher vorgestellt zu werden; nicht zuletzt die selbst gefertigten Rollenski von Gustav (Guzzi) Lantschner (1910-2011). Die *Neueste Sport-Zeitung* publizierte im Mai 1933 anlässlich dieser Erfindung den Artikel ‚*Rollski-Erlebnisse auf Innsbrucker Straßen*‘ von Edi Wieser.



Schon vor 1900 war Igls als belebter und vielumworbener Aufenthaltsort für Sommerfrischler sowie „Luftkurort ersten Ranges“ auf 970 Metern Seehöhe bekannt, den viele namhafte Persönlichkeiten aus



Nah und Fern besuchten. 1904 hatte der Kaiser laut *Tiroler Volksblatt* den Gesetzesentwurf der „Kurordnung für den klimatischen Kurort Igls sanktioniert“, und 1907 erschien die erste Ausgabe der „Kurzeitung von Igls“. Bereits im Jahr darauf gründete man den Verein *Wintersport Igls*. Nächste wichtige Schritte für die touristische Erschließung waren „die Fusion der Mittelgebirgsbahn mit der Lokalbahngesellschaft“ und der Bau der Schwebebahn auf den Patscherkofel, denn dadurch sollte es gelingen, aus der Ortschaft „einen Wintersportplatz zu machen“. Parallel zu diesen Entwicklungen kamen neben dem Skifahren, Eislaufen und Rodeln auch das Bob- und Skeletonfahren in Tirol in Mode.

Erste sogenannte *Bobsleighbahnen* entstanden in Kitzbühel (1908) und Kufstein (1909). Am 11. Dezember 1910 informierte die wienerische Zeitung *Der Fremdenverkehr* wie folgt: Auch „der Wintersportverein Igls baut gemeinsam mit dem Tiroler Sportklub eine erstklassige Bobsleighbahn in der Länge von 1500 Metern, welche direkt oberhalb Igls endet. Dieselbe weist ein durchschnittliches Gefälle von zirka 7 % auf und liegt fast ihrer ganzen Länge nach im Schatten, (...) Start und Ziel wurden telephonisch verbunden. Die Bahn ist auch für Skeleton geeignet (...), Bobsleighs stehen leihweise zur Verfügung.“ Im *Allgemeinen Tiroler Anzeiger* erfahren wir, dass diese Bahn im Jahr

darauf „bedeutend verbessert“ und „bei der Waldkurve [...] eine große, treppenförmige Tribüne für 150 Personen mit einer Lege für Se. k. u. k. Hoheit den Herrn Erzherzog Eugen errichtet [wurde].“ Zudem standen noch mehrere Rodelstrecken auf Waldwegen und Landstraßen zur Verfügung, die teilweise präpariert waren. Böschungen auf Waldwegen erinnern heute noch an jene Zeit des Rodel-Booms.

Im Jänner 1912 kündigten mehrere Zeitungen die „wintersportlichen Veranstaltungen des Tiroler Sportclubs Innsbruck und des Wintersportvereins Igls“ an; u. a. das *Illustrierte österreichische Sportblatt*. Auffallend ist, dass man internationale Rennen bewarb und zwar folgende: „14. Jänner: Internationales Rodelrennen um die Meisterschaft von Tirol auf der Bobsleighbahn in Igls. 21. Jänner: Internationales Bobsleigh- und Skeletonrennen, letzteres um die Meisterschaft von Tirol, auf der Bobsleighbahn in Igls. (...) 2. Februar: Internationales Bobsleigh- und Skeletonrennen um die Meisterschaft der österreichischen Alpenländer auf der Bobsleighbahn in Igls.“ Gerade diese frühen Bewerbe sind als historischer Hintergrund für einige Ausstellungsobjekte im vorhin erwähnten *Haus des Gastes* zu berücksichtigen.



Der Skeleton



Der Toboggan



Tietze Rennrodel 1940

Wenn auch Rodeln und zwei Skeletons aus den 1930er Jahren stammen und die fortschreitende technische Entwicklung aufzeigen, soll dennoch auf einen zunächst skurrilen, fahrbaren Untersatz eingegangen werden: ein Holzskelton, welcher aufgrund seiner Bauweise auch als *Wippe* bezeichnet wird. Der Ausstellungskurator Wolfgang Platzer erzählt, dass seinen Recherchen zufolge nirgendwo ein vergleichbares Gefährt ausgestellt sei. Lediglich als Zeichnung abgebildet wurde es in der Publikation ‚100 Jahre Rodelsport. Dokumentation 1883-1983‘ von Bert Isatitsch (Eigenverlag, Innsbruck 1983 / siehe Foto anbei). Seine Vermutung, dass man diesbezüglich in der Schweiz fündig werden könne, bestätigt sich zumindest ansatzweise. Marcus Schmid vom *Olympia Bob Run Museum* St. Moritz zufolge habe eine 90-jährige Gewährsperson den „St. Moritzer Keilschlitten“ ins Spiel gebracht, nachdem ein Foto des Iglener Gerätes vorgelegt worden war. Dieses *Schlittel*-Sportgerät hätten sich nur betuchte „St. Moritzer Jungs“ leisten können.

Der Holzskelton – im sprichwörtlichen Sinn ein *Gerippe* – hat eine Länge von 124,5 cm und ist ca. 20 cm hoch. Mittels Eisenbändern, acht konischen Eisenblechen, 2 Eisenrohren und Metallschrauben wurden die gewölbten, hellgrün lackierten Holzrahmen miteinander verbunden. So ergibt sich eine Breite von 46 cm. Stabilität verleiht dem Ganzen die verhältnismäßig kleine Liegefläche (50 x 46 cm), weil auch hölzerne Querstreben eingezogen wurden, um das braune Gewebe darauf fixieren zu können. Als Kufen dienen integrierte Rundstäbe aus Eisen. Der Lackabrieb, der geborstene Stoff sowie das leicht verzogene Gerät sind Beleg dafür, dass damit Fahrversuche unternommen wurden. Darauf weist außerdem das gut sichtbare und zweimal eingebrannte Monogramm „AD“ hin, das sich auf den Holzrahmen im vorderen Bereich befindet und wohl den Erstbesitzer verrät. Wolfgang Platzer zufolge pilotierte die *Wippe* mit Sicherheit auch der einstige *Sternwirt* in Igls, Erich Diechtl, der seinerzeit viele Erfolge als Skeletonfahrer eingeheimst hat. Beispielsweise wurde er 1929 sogar *Österreichischer Meister* und *Tiroler Meister*.

Auf der Unterseite des Rahmens fallen zwei Schriftzüge auf, nämlich „LUDW. KAUFMANN“ und „KUFSTEIN“. Anzunehmen ist, dass es sich dabei um jenen Sportsmann handelt, welchem in den *Innsbrucker Nachrichten* am 10. Februar 1920 ein Nachruf gewidmet wurde. Demnach fand er am 12. März 1918 bei einem Lawinenunglück in Südtirol den Tod und wird als sympathischer und bescheidener Athlet beschrieben. Hervorzuheben sind seine Erfolge deswegen, weil er „nur selbstgebaute Fahrzeuge“ gesteuert hat und sich zum Zeitpunkt des ihm gewidmeten Artikels noch acht seiner Prototypen im Renngebrauch befanden. Erste Lorbeeren verdankte Kaufmann seinem Bob mit Namen *Kaisertal*, und am meisten gewann er mit dem Vehikel *Lkk VI* im Jahr 1912. Er nahm damals an sieben



Rennen in Kitzbühel, Kössen, Sterzing und Igls teil und gewann alle davon. Außerdem holte er sich 1912 die Meisterschaftstitel von Tirol in Kitzbühel und jenen der österreichischen Alpenländer in Igls.

Weniger Erfolg, so erfährt man am Ende der Darstellung vom 10. Februar 1920, „hatte Kaufmann mit seine[n] ebenfalls selbst erzeugten Holzskeletons. Es gelang ihm nie, irgendwo aner kennenswerte Zeiten zu erzielen.“ Das Iglers Ausstellungsobjekt ist mit großer Wahrscheinlichkeit ein Relikt dieser Versuchsreihe, und mutmaßlich war es aufgrund einer unruhigen und wippenden Fahrweise nicht sonderlich zweckmäßig. Trotzdem macht es Sinn, gerade dieses Faszinosum zu portraituren, weil es die Biographie des Urhebers in mehrererlei Hinsicht mit dem Wintersportort Igls verknüpft und aufgrund seines Alters symbolisch für die Anfänge des lokalen Skeletonsports steht.

Herzlicher Dank geht an die Regionalleiterin Claudia Waldbrunner (Tourismus Information Igls) für die Organisation, Wolfgang Platzer aus Igls für seine fachliche Auskunft und seine Laufwege sowie Marcus Schmid vom Olympia Bob Run Museum St. Moritz.

Öffnungszeiten: Bis Ende März 2020: Montag bis Freitag 8:30 - 17:30 Uhr und Samstag 8:30 – 11:30 Uhr. Ab April 2020 Montag bis Freitag 8:30 – 16:30 Uhr.
Freier Eintritt

Kontakt:

Haus des Gastes
Tourismusbüro Igls (Museum im 1. Stock)
Hilberstraße 15
A-6080 Igls
Tel.: +43 (0) 512 / 377101
Mail: igls@innsbruck.info
www.innsbruck.info/igls

© Land Tirol; Dr. Andreas Rauchegger, Text und Abbildungen

Abbildungen:

- 1 - Haus des Gastes bei Nacht
- 2 - Rollenski (mit Holzrollen) von Gustav (Guzzi) Lantschner
- 3 - Räumlichkeit für Ausstellung zum Thema Wintersport
- 4 - Holzskeletton oder „Wippe“
- 5 - Abb. aus der Publikation: Bert Isatitsch, 100 Jahre Rodelsport. Dokumentation 1883-1983, Innsbruck (Eigenverlag) 1983, S. 447.
- 6 - Detailfotos, Unterseite „Wippe“

[Objekt des Monats März 2020]



MÄDCHEN VON AGUNT

Museum Aguntum, Dölsach

Im Jahre 1933 wurde die Reliefdarstellung *Mädchen von Agunt* bei Grabungsarbeiten wiederentdeckt. Aus einem weißen, grobkörnigen Marmorblock regionaler Provenienz herausgemeißelt, wurde das Artefakt vor der Westmauer eines nicht vollständig freigelegten Bauwerks unweit der frühchristlichen Grabkapelle aus

circa 60 cm Tiefe geborgen. Archäologen datieren den Fund auf das 2./3. Jahrhundert nach der Zeitenwende. Der Fundort, die römische Grabungsstätte Aguntum, liegt rund vier Kilometer östlich der Stadt Lienz in der Gemeinde Dölsach. Während diese historische Kleinstadt als politisches und wirtschaftliches Zentrum der Region im 1. und 2. Jahrhundert florierte, wurde sie spätestens im Jahr 275 devastiert. Um das Jahr 400 baute man sie schließlich neu auf.

Dem Grabungsbericht zufolge lag das Objekt direkt neben einem prismatischen Marmorblock mit der nicht veredelten, trapezförmigen Rückseite nach oben. Es hatte wohl als Schwellstein eine sekundäre Verwendung gefunden. Warum und wann wurde es ein Opfer des verbreiteten Spolienwesens? Prinzipiell war die Umnutzung und Wiederverwertung von Bauteilen eine übliche Praxis im Baubetrieb und vielfach notwendig aufgrund von Materialknappheit. Der Einbau von Spolien konnte jedoch ebenso einen tieferen praktischen Nutzen verfolgen. Beispielsweise war es möglich, dadurch gezielt eine tradierte Vorstellung am Leben zu erhalten, zu transferieren und inszenieren bzw. vergleichbar der Wirkung von *Reliquien* den Neubau mit einem Mehrwert versehen. Wollte man dieses Relief hingegen durch die Art der Verwendung verbergen und diese Perspektive der Vergangenheit zudecken?

Nachdem erst im Jahre 1991 mit systematischen Grabungen in Aguntum begonnen wurde und in den nachfolgenden Jahrzehnten Grabungshaus, Freilichtmuseum und Museumsgebäude (2005) entstanden, rückte unser *Mädchen* wieder stärker in den Fokus der Aufmerksamkeit. Von Archäologen wird sie primär als Toilettedienerin beschrieben. Lange Zeit gehörte das Relief zum Bestand der archäologischen Sammlung auf Schloss Bruck (Lienz), die 2011 zugunsten der strategischen Neuausrichtung für das *Museum Aguntum* aufgelöst worden ist. Der Standort sollte dadurch gestärkt werden, dass Bestände zur römischen Antike ebendort zusammengeführt werden sollen. Im selben Jahr, am 3. August 2011, kam unser *Objekt des Monats März 2020* schließlich nach Aguntum zurück:



DIENERINNENRELIEF VON EINEM GRABBAU

Inv.Nr. I/525

Lienz, Schloß Bruck

FO: Aguntum, nahe der frühchristlichen Grabkapelle

Höhe: 1,15 m

einheimischer Marmor

2./3. Jh. n. Chr.

Die Klassische und Provinzialrömische Archäologin Elisabeth Walde (Österreich) hat der figuralen Darstellung der „Toilettdienerin aus Aguntum“ eine Interpretation gewidmet. Der übergeordnete Kontext der Analyse betrifft die „private und magistratische Repräsentation auf den norischen Grabbauten in Österreich“, weil das Dienerinnenrelief wohl in erster Verwendung als Hochrelief für ein marmornes Grabdenkmal gefertigt wurde. Dargestellt ist eine junge Frau „in der Tracht der einheimischen norischen Bevölkerung mit langärmeligem, langen Untergewand und kürzerem, ärmellosen Übergewand, das unter der Brust gegürtet ist. Das Haar hat das Mädchen kurz mit Stirnfransen geschnitten.“ Dem Betrachter ist sie frontal zugewandt. Auffällig sind der Wasserkrug / Henkelkrug, den sie in der linken, gesenkten Hand hält sowie der Griffspiegel in ihrer erhobenen Rechten. Diese Indizien würden sie als Toilettdienerin ausweisen, die ihrer Herrin Wasser reicht und den Spiegel hält. Walde zufolge darf man sie „als ein Symbol (für die Pflege) der weiblichen Schönheit und Würde verstehen, durch die Ansehen und Glanz der gesamten Familie erhöht werden.“



Die Summe der Charakteristika entsprechen dem in Noricum¹ verbreiteten Typus von Dienerinnen- und Dienerdarstellungen auf Grabdenkmälern, wobei die Frauen „in der Regel mit Haus- und Toilettegerät dargestellt und wohl weiblichen Verstorbenen zuzuordnen sind, während die Diener in der Regel mit Schreibgerät und ähnlichem ausgestattet und der Amts- und Verwaltungstätigkeit von Grund- und Handelsherrn oder Magistraten zugeordnet“ werden. Beide Genres werden in der Dauerausstellung auf einer Rückwand sichtbar gemacht, indem zehn Reproduktionen unterschiedlicher Herkunft einander gegenübergestellt werden. Weil es in der Antike auch üblich war, Steinbildwerke und Reliefs zu kolorieren, wurde diese Gewohnheit für die Faksimiles übernommen. Zu unserem *aguntiner Mädchen* gesellen sich beispielsweise eine Dienerin mit Kästchen aus St. Donat, ein Schreibdiener mit Stilus und Diptychon aus Karnburg oder ein Schreibdiener aus Maria Saal.

Beim Rundgang im *Stadtmuseum Aguntum* können vertiefende Informationen zu den weiblichen Rollenbildern und folglich dem gut sichtbaren Dienerinnen-Relief eingeholt werden. Bedeutsam sind in dieser Hinsicht vor allem die Vitrinen mit den Schwerpunkten ‚Schmuck und Toilettegeräte‘, ‚Alltagsleben der Frau‘ und ‚Kunsth Handwerk‘. Wenn hier also durchwegs von antiken Toiletteutensilien die Rede ist, sind das immer auch ‚Dinge des

Alltags‘, denen eine tieferreichende mythologische Dimension inhärent sein kann. Insbesondere die Darstellung auf einem Grabrelief schließt weitere Bedeutungsebenen ein. Sind der Wasserkrug als immer wiederkehrendes Motiv vom Durst der Seelen sowie der Spiegel als Ursymbol der Seele und des Jenseits nicht deutliche Hinweise? Gerade die junge Frau als Krug- und Wasserträgerin gehört zu den metahistorisch und metakulturell verankerten Urbildern der Menschheitsgeschichte.

Wegen ihres Liebreizes ist die Darstellung geeignet, geradezu emblematisch für Aguntum zu stehen. Eine Toilettdienerin ist freilich nicht ohne weiters mit einer Serviertochter gleichzusetzen. Das neu eröffnete Museumscafé/Restaurant ‚AGUNTUM Taverna‘ erlaubt trotzdem eine solche Assoziation.

Herzlichen Dank an den neuen Aguntum-Leiter Dr. Manfred Hainzl für Objektvorschlag, Unterstützung und an den Archäologen und Aguntum-Experten Dr. Martin Auer für die Hinweise.

Öffnungszeiten von 6. April bis 26. Oktober 2020 (Nationalfeiertag): ab 6. April: Montag – Samstag, 9:30 – 16:00 Uhr; Juni bis September: täglich 9:30 – 16:00 Uhr; Mitte September bis 26. Oktober: Montag – Samstag, 9:30 – 16:00 Uhr
Kombikarte: Aguntum und Schloss Bruck.

¹ Aguntum gehörte bis zur Eingliederung ins Römische Reich unter Kaiser Tiberius (14-37 n. Chr.) zum Königreich Noricum. Unter Kaiser Claudius (41-54) wurde Aguntum zum Municipium Claudium Aguntum (autonome Stadt) erhoben.

Kontakt:

Museum und archäologischer Park Aguntum

Verein Curatorium pro Agunto

Stribach 97

A-9991 Dölsach

Tel.: +43 (0) 4852 / 61550

Mail: office@aguntum.at

www.aguntum.at

© Land Tirol; Dr. Andreas Rauchegger, Text und Abbildungen

Abbildungen:

- 1 – Museumsgebäude – Stadtmuseum Aguntum
- 2 – Dienerinnenrelief von einem Grabbau
- 3 – Detail Spiegel
- 4 – Detail Henkelkrug
- 5 – Ausschnitt Rückwand mit bemalten Reproduktionen
- 6 – Marmorrelief und umgebende Gestaltung

DIE SCHUCHTER-MODULATION

Radiomuseum Schuchter, Innsbruck



Im *Radiomuseum Schuchter*, das vom Ehepaar Magdalena und Hans Schuchter im Jahre 1980 gegründet wurde, trifft der gerngesehene Gast heute auf ein gutes Jahrhundert Radiogeschichte. Diese präsentiert sich optisch dadurch, dass unzählige Geräte aus allen Jahrzehnten bestaunt werden können und bahnbrechende Erfindungen im Rahmen von Kurzbiographien ihrer Urheber beleuchtet werden. Es gehört scheinbar zum Erfahrungsschatz vieler Erfinder, dass ihre Ideen zunächst verkannt werden, nur für kurze Zeit aktuell sind oder gar unter fremdem Namen patentiert werden. Letzteres gilt gerade für den russischen Physiker und Funktechnikspezialisten Alexander Stepanowitsch Popow (1859-1905), der 1896 einen Beitrag über ein „Gerät zur Aufspürung und Registrierung elektrischer Schwingungen“ publiziert hat und wenig später die drahtlose Übermittlung von Signalen praktisch vorführte. Noch im selben Jahr patentierte der italienische Radiopionier Guglielmo Marconi (1874-1937) ein Empfangsgerät, welches er aufgrund der detaillierten Darstellung Popows umsetzen konnte. Im kollektiven Gedächtnis gilt der Italiener seither als Erfinder der Funktelegrafie.

Neben optischen Eindrücken und Klangwelten vergangener Zeiten, in welche Hans Schuchter mit Hilfe der altertümlichen Apparate und entsprechender Musik aus den jeweiligen Epochen zu verführen vermag, ist das Radiomuseum auch eine Hommage an Wegbereiter. Und an diesem Punkt gibt es eine Überschneidung mit der eigenen Familienhistorie. Seiner großen Leidenschaft für die Radiotechnik verdanken sich einige Erfindungen von Karl Schuchter (1899-1977), dem Vater von Hans (Jg. 1931). Über sein Leben erzählt der Sohn und Zeitzeuge im Interview:

Er war Bastler und hat sein Hobby in der Zwischenkriegszeit zum Beruf gemacht. Aufgrund der politischen Entwicklungen musste er 1938 aus England heimkehren und war ab 1939 als Luftschutzwart tätig.

Als solcher kümmerte er sich um den Selbstschutz von Zivilpersonen und ihr Eigentum, hatte eine beratende Funktion inne und die Verantwortung für alle Mitglieder einer Hausgemeinschaft bzw. der sogenannten Luftschutzgemeinschaft. Im Alarmfall führte er notwendige Maßnahmen durch. An diese Tätigkeit erinnert die funktionstüchtige Notfallsirene (bei Stromausfall) mit der Nummer RL4-38/60. Produziert wurde sie im Jahr 1938, und heute gehört die Rarität zu den Ausstellungsobjekten.

Mein Vater hatte die Meisterprüfung zum Radiotechniker gemacht. Während des Zweiten Weltkriegs reparierte er auch Radiogeräte und baute stets eine Überbrückung ein, weil nämlich das Kurzwellenhören bei Strafe verboten war. Das Gerät musste die Werkstätte ohne Kurzwellen verlassen, die für den Fernempfang notwendig sind. Er hat das nicht gern gemacht, wollte die Kurzwellenspulen jedoch nicht herauswickeln. Beispielsweise wurde der Volksempfänger, das Hitler-Radio, ja ohne diese Empfangsmöglichkeit produziert. Mit einem färbigen Draht hat er die Überbrückung sichtbar gemacht und manchem Kunden im Vertrauen verraten, dass er ihn einfach durchschneiden könne, um auch andere Sender zu hören.

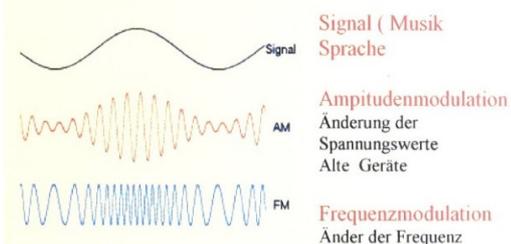
Ich selbst ging bei ihm in die Lehre. Wir hatten damals das Geschäft in der Höttinger Gasse und haben TV-Geräte und Radios repariert. Mit Lehrvertrag ausgestattet, bekam ich 5 Schillinge Lohn. Andere mussten sogar Lehrgeld bezahlen, ich hingegen habe ein bisschen was bekommen. Den Lehrberuf Rundfunkmechaniker gibt es heute nicht mehr.



Das zweite Erb- bzw. Ausstellungsstück von Karl Schuchter ist ein mechanisches Grammophon mit Federwerk. Es wurde 1932 von der Firma *Electrola* gebaut. Die aufgelegte Platte verrät außerdem, welche Musik er damit gehört hat. Zu seinen Erfindungen zählen eine Einrichtung zur Gewinnung der Anodenspannung, ein Telefonsender sowie ein Kehlkopfmikrofon. Ein stellvertretendes Exemplar ist ausgestellt. Mikrofone dieser Art wurden bereits im Zweiten Weltkrieg verwendet. Man trug sie am Kehlkopf anliegend, und sie ermöglichten die Kommunikation in Verbindung mit Schutzanzügen, Schutzhauben oder Sauerstoffmasken. Seine bedeutendste Erfindung war allerdings die sogenannte *Schuchter-Modulation* – ein Verfahren zur Übertragung von Informationen durch das Modulieren eines Signals. Da es sich dabei streng genommen um ein physikalisches Prinzip handelt und das Demonstrationsobjekt nicht mehr vorhanden ist, kann unser *Gegenstand des Monats* nicht wie üblich abgebildet werden. Es handelt sich also vielmehr um eine theoretische Grundlage des Monats. Doch ist eine Annäherung und Vermittlung des Ansatzes mittels autobiographischer Erinnerungen, aufliegender Patenturkunden und dazu notwendiger Gerätschaft möglich.



8..Erklärung Modulation



Ich kann erzählen, wie das Patent von meinem Vater ersonnen wurde. Wir wohnten in der Höttingergasse Nr. 26 im dritten Stockwerk. Eine Familie in der zweiten Etage hatte einen Hund, der in der Nähe eines Detektors [Gerät für Radioempfang] mit nebenbei liegender Muschel gebellt hat. Mein Vater hantierte zum selben Zeitpunkt ebenfalls an einem Detektor, ein Gerät wie dieses hier [siehe Foto]. So hat er das Anschlagen des Hundes im dritten Stock durch die Kopfhörer registriert.

Vergleichbar ist das Funktionsprinzip einem strömenden Fluss, symbolisch die Trägerwelle, in welchen Bäume hineingeworfen werden und ihn beeinflussen. Diese Rolle erfüllte in unserem Fall das niederfrequente Hundegebell, das sich auf die hochfrequente Welle daraufgesetzt hat. Am anderen Ende hat mein Vater demoduliert und das Bellen hörbar gemacht.

So kam die Erfindung zustande. Diese Beobachtung hat er zur sogenannten Schuchter-Modulation ausgebaut, an welcher das englische Militär Interesse zeigte. Der Sinn dahinter ist, dass ein starker Sender mit einem kleinen Gerät aus der Ferne besprochen werden kann.



Die *Salzburger Chronik* vom 26. Februar 1934 berichtete damals über die „sensationelle Erfindung eines Innsbrucker Radiobastlers“, welche schon vorher im *Tiroler Anzeiger* vorgestellt worden war. Das Wesen der Erfindung bestehe darin, „daß es möglich geworden ist, mit kleinsten Energien einen bisher unbekanntem großen Effekt zu erzielen.“ Karl Schuchter hatte Gelegenheit, „seine Versuche im Elektrotechnischen Institut der Innsbrucker Universität durchzuführen. Obwohl sein Versuchssender nur mit einer Energie arbeitete, die ein besseres Empfangsgerät zum Betrieb benötigt, konnte ein ganz unglaublich großer Effekt erzielt werden. (...) Hervorgerufen wird dieser Effekt durch die vom Erfinder bereits in zahlreichen Staaten patentrechtlich geschützte, neue Modulationseinrichtung, deren Wirkungsweise die Theorie vor neue Probleme stellt. Insbesondere auf dem Gebiete der drahtlosen Telephonie mit Kurzwellen ergeben sich ungeahnte Möglichkeiten.“

Weiters sei es Karl Schuchter sogar gelungen, einen Kleinsender in der Größe einer Zigarrenkiste zu konstruieren, mit zwei Taschenlampenbatterien als Energiequelle. Außerdem lasse sich „die Reichweite der Sendung auf einfache Weise begrenzen“, womit das Potential für militärische Zwecke hoch sein müsse. Im *Tiroler Anzeiger* vom 16. Juli 1934 wird darüber informiert, dass der Erfinder an einer weiteren Patentanmeldung arbeite, welche von österreichischen Ämtern und Behörden jedoch noch verhindert werde. Obwohl die Ausstellungssammlung Patenturkunden für Österreich, die Vereinigten Staaten von Amerika, Japan, Ungarn, Argentinien oder das Deutsche

Reich aus den 1930er Jahren enthält, war die *Schuchter-Modulation* nirgendwo einträglich. Trotzdem war der Zu-Fall, der Karl Schuchter widerfahren ist und den er modulieren konnte, ein nennenswerter Baustein in der Weiterentwicklung des Sende- und Empfangswesens.

Herzlichen Dank an Hans und Magdalena Schuchter für die Führung durch das Museum und das interessante Gespräch.

Öffnungszeiten: jeden Montag von 10:00 – 13:00 Uhr; Do, Fr, Sa – nach Vereinbarung

Kontakt:

Radiomuseum Schuchter
Hans und Magdalena Schuchter
Kravoglstrasse 19a
A-6020 Innsbruck
Tel.: +43 (0) 650 / 2170210
Festnetz / Fax: 05252 / 2170
Mail: radiomuseum@aon.at
www.radiomuseum-innsbruck.at

© Land Tirol; Dr. Andreas Rauchegger, Text und Abbildungen

Abbildungen:

- 1 – Radiomuseum Schuchter
- 2 – Portraitfoto Karl Schuchter (1899-1977), abfotografiert
- 3 – Notfallsirene für Stromausfall, Art. Nr. RL4-38/60, Baujahr 1938
- 4 – Detektorempfänger, Fa. Telefunken, 1925-1935
- 5 – Erklärung Modulation, abfotografiert
- 6 – Detail aus der Patenturkunde Österreich, 10. September 1936
- 7 – Detail aus der Patenturkunde von den USA, Washington 9. Juni 1936

AMULETT ZWISCHEN GOTT- UND GEISTERGLAUBE

Das Breverl im Rablhaus in Weerberg

Das Objekt des Monats Mai befasst sich mit den Nöten und Ängsten der Menschen vergangener Jahrhunderte. Böse Mächte und Unheil sollten mit verschiedensten Hilfs- und Heilmitteln abgewendet werden. Im alltäglichen Leben der Menschen, insbesondere wenn es von Krisen- und Notsituationen, Krankheit und Tod beeinflusst wird, ist die Grenze zwischen dem religiösen und magischen Tun nur sehr schwer zu ziehen. Glaube und Aberglaube gehen im sogenannten „Volks glauben“ auf.

Eine klare Unterscheidung zwischen Glaube und Aberglaube wurde sowohl von den „Benutzern“ (= Volk) als auch den „Produzenten“ meist nicht getroffen.

Die Menschen wollten in ihren Nöten aus der gesamten Vielfalt von möglichen Hilfen schöpfen und die Wirksamkeit so nach dem Prinzip „viel hilft viel“ erhöhen.¹

„So wurden zahlreiche Schutz- und Heilhandlungen sowie die unheilabwehrende Wirkung von Objekten mit der christlich-kirchlichen Segenspraxis verbunden. Sakrale und profane Gegenstände fanden sich in einem Hilfsmittel.“²

Ein sehr schönes Beispiel für diese Ansicht ist das Breverl. Es handelt sich dabei um ein sogenanntes „Kompositamulett“, das, wie oben beschrieben, religiöse und magische Gegenstände verbindet. Die Fraisenkette und der Wettersegen zählen ebenfalls zu den Kompositamuletten.

Der Name Breverl leitet sich vom lateinischen *breve* ab und bedeutet *kurz*. Ein anderer Name für das Breverl ist auch Heiltumstäschchen.

Unter einem Breverl versteht man somit einen kurzen Schutzbrief, der vor allem Bösen wie Dämonen, Zauberei, Krankheiten, Besessenheit, dem bösen Blick sowie vor zahlreichen anderen Gefahren bewahren soll. Die Menschen trugen es am Körper, es wurde in die Kleidung eingenäht, an den Rosenkranz gehängt, in der Firstpfette des Hauses platziert und den Kindern unter das Kopfkissen gelegt. Damit man eine optimale Schutzwirkung erlangte, war es wichtig, dass das Breverl so nahe wie möglich am Schutzsuchenden aufbewahrt wird. Geöffnet werden sollte ein Breverl nur in Todesgefahr, um die heilbringende Kraft nicht zu verlieren.

Das hier im konkreten abgehandelte Breverl aus dem Rablhaus stammt aus dem Tirol des 18. Jahrhunderts und ist wie folgt zusammengesetzt:

Das mit eingewebten Schnörkeln bzw. Streifen und roten Blütenstängeln bestickte, gelblich verblichene Stofftäschchen hat eine rechteckige Form, ein rosafarbenes Innenfutter und die Ränder sind grün umhäkelt. Öffnet man das Breverl, so befindet sich im Innenteil ein hochrechteckiger Zettel, der mit einem Textausschnitt aus dem Johannes Evangelium bedruckt ist.

Dieses Blatt ist um ein Kartonstück gefaltet, welches wiederum in roten Papierstreifen eingefasst ist.

Das Kartonstück zeigt vier Cedulae³ (im Uhrzeigersinn von oben links beginnend: M. Angeli M., S. Candidi M., S. Modesti M., S. Lucini M.), jeweils in einem Eck. Darüber ist Brokatstoff angebracht und darunter befinden sich die Reliquien der angegebenen Märtyrer. In der Mitte ergibt sich dadurch eine rautenförmige Fläche, die mit einem dunklen Wachs bestrichen ist, worin einige Kleinobjekte eingelassen sind.

Bei diesen Amuletten mit magischer Wirkung handelt es sich (in der Längsachse von oben nach unten) um ein gleicharmiges griechisches Kreuz, das sogenannte Tatzenkreuz, aus Weißmetall mit den gravierten Initialen IHS und einem Kreuz, um ein grünes geprägtes Wachsmedaillon,



¹ Museums- und Kulturverein Rablhaus (HG): Museumsführer Glaube.Aber.Glaube, Texte Dr. Andrea Aschauer und Mag. Tanja Beinzingl. Weerberg 2019, S. 12.

² Ebd.

³ Diese (Pergament-) Zettel sind vor allem den „Klosterarbeiten“ und „Reliquien“ beigefügt. Sie sind mit den Namen der jeweiligen Heiligen beschriftet, von denen die Reliquien stammen oder zu deren Ehre diese Kleinerzeugnisse hergestellt wurden.

das von kleinen, weißen Samen, eventuell Steinsamen, umrahmt ist und um eine Messingmedaille, auf der sich die modellierte Abbildung eines Heiligen (Benediktuspennig?) mit einer Umschrift befindet.

Weiters beinhaltet das Breverl ein Palmkätzchen, ein rotes Stoffstück (=unheilabwehrend), Weihrauchkörnchen und eine Samenkapsel der Weinraute. Diese diversen Kleinobjekte von religiöser und nichtreligiöser Herkunft sollen die Schutzfunktion in ihrer Wirkung steigern.

Die Breverln wurden vorwiegend in Klöster hergestellt. Vor allem der Kapuziner Orden war für die Verbreitung der kleinen Schutzbriefe bekannt. So standen sie als Wanderprediger viel in Kontakt mit der Bevölkerung und wussten um die Not- und Krisensituationen der Menschen Bescheid. Die Verbreitung der kleinen Schutzbriefe ist bis ins 20. Jahrhundert bekannt.⁴



Das Rablhaus in Weerberg stellt in einer sehr anschaulichen Ausstellung einen Teilaspekt des alltäglichen Lebens, der bis jetzt in der Museumslandschaft nur sehr geringe Aufmerksamkeit erlangt hat, in den Mittelpunkt: den Volksglauben.



Wie eingangs erwähnt, kennt er keine klare Trennung von Religion / Glaube und Magie / Aberglaube, und er vereint die religiösen und nicht religiösen / magischen Betrachtungsweisen der Menschen.⁵

Das Breverl dient dem Rablhaus daher als Leitobjekt; es steht stellvertretend für diese synkretistische Vorstellung und Haltung des Volksglaubens. Zu finden ist das Breverl am Beginn der Ausstellung. Das recht kleine Objekt führt den Besucher auf eine einprägsame Art und Weise in die Welt des Volksglaubens ein. Einige Denk- und Handlungsmuster von damals lassen eine überraschende Übereinstimmung mit jenen von heute erkennen.

Ein großes „Vergelt's Gott“ gilt Frau Dr. Andrea Aschauer, Museumsleiterin im Rablhaus, für ihre ausführlichen und überaus kompetenten Erläuterungen sowie für das Zurverfügungstellen der abgebildeten Fotos.

Öffnungszeiten: April - Oktober: Donnerstag bis Sonntag, 14:00-17:00 Uhr.
Führungen nach Vereinbarung jederzeit möglich

Kontakt:

Rablhaus glau**be**aberglaube
Museum für Volksglaube und Volksmedizin
Kirchgasse 17
6133 Weerberg
Tel.: +43 0650 303 74 85
Mail: info@rablhaus.at
<https://www.rablhaus.at/>

© Land Tirol, Mag. Sandra Schiestl, Text
© Museum Rablhaus, Dr. Andrea Aschauer, Abbildungen

Abbildungen:

- 1 – Stofftäschchen mit Textausschnitt
- 2 – Detailansicht Kartonstück
- 3 – Bestandteile des Breverls
- 4 – Außenansicht Rablhaus Weerberg

⁴ Ebd.
⁵ Ebd.

DER HERKULES VON TYROL

Erinnerungen an den stärksten Kirchdorfer im Museum im „Metzgerhaus“

Das Objekt des Monats Juni führte mich dieses Mal nach Kirchdorf, genauer gesagt ins „Metzgerhaus“. Das äußere Erscheinungsbild aus dem beginnenden 17. Jahrhundert stammenden Bauerhauses ist sehr beeindruckend. Der Unterländer Einhof mit seinen qualitätsvollen architektonischen Details stellt angesichts seiner originalen Bausubstanz schon an sich ein museales Dokument dar.

Von 1736-1823 wurde im Haus eine Metzger-Gerechtsame¹ betrieben, daher auch der Hofname „Metzgerhaus“². Fast ehrfürchtig betritt man die alten Gemäuer, die in den vergangenen Jahrhunderten viele gute, aber auch viele schlechte Zeiten überstanden haben.

Heute beherbergt das „Metzgerhaus“ das Kirchdorfer Heimatmuseum, welches vom ansässigen Kulturverein betrieben wird. Frau Maria Braito, Obfrau des Kulturvereins und Kuratorin des Museums, nahm mich mit auf eine spannende Zeitreise durch die Lebens- und Arbeitswelten von damals. Ausgrabungsexponate und Geologisches werden ebenfalls zur Schau gestellt. Man begegnet aber auch bekannten historischen Persönlichkeiten aus Kirchdorf und Umgebung, wie zum Beispiel dem Tiroler Freiheitskämpfer Rupert Wintersteller (1773-1832) oder dem akademischen Maler Balthasar Waltl (1858-1908). Beiden Persönlichkeiten ist ein eigener Ausstellungsraum gewidmet.



Allerdings war es ein mir unbekannter Mann, der während des Rundgangs mein ganz besonderes Interesse weckte: der Herkules von Tirol.

Der Mann mit dieser mutigen Bezeichnung beeindruckt zunächst einmal durch seine für damalige Verhältnisse überaus stattliche Größe und Figur. Naheliegender, dass er sich über die Dorfgrenzen hinaus einen Namen im Kräfteressen machte und damit Einzug in die Annalen von Kirchdorf hielt.

Die Wahl auf das Objekt des Monats ist somit diesmal auf diese besonders auffällige Persönlichkeit gefallen, und zwar in Form einer Bildercollage.



Der Herkuls von Tirol – Josef Marcher und das Haggelziehen

Es war der 14. April 1863 als in der Tausend-Seelen-Gemeinde Kirchdorf im Tiroler Unterland Josef Marcher das Licht der Welt erblickte. Seine Eltern betrieben die dort ansässige Sulzmühle und daher wurde er von seinen Mitmenschen auch als „Sulzmüllner Sepp“ gerufen. Später kam die Gastwirtschaft zum „Mauthner“ hinzu.

Doch was machte Josef Marcher alias Sulzmüllner Sepp nun so besonders?

Mit einer Größe von 190 cm, einem Gewicht von 135 Kilogramm und einem Brustumfang von 128 cm galt er als Naturbursch schlechthin. Ende des 19. Jahrhunderts zählte er zu den stärksten Männern im Land³. Seine stattliche Figur verhalf ihm zu viel Aufmerksamkeit und Respekt. Josef Marcher strotzte nur so von Stärke und setzte seine Kraft natürlich auch im alltäglichen Leben ein. Es gibt bis heute zahlreich erhaltene, amüsante Anekdoten aus dem Leben des „Kraftlackel“. Eine schildert zum Beispiel vom Mistführen bei der Sulzmühle.

Da wird dem aushelfenden Bauern ganz schwindelig, als er die „saggrische“ Fuhre sieht, die der Sepp aufgelegt hatte. Der Bauer fürchtete um das Wohlergehen seines Ross' und dass es die große Last nicht bewältigen könne; Josef Marcher reagierte darauf damit, dass er so ganz allein die große Fuhre Mist hinaus auf die Straße zog.

Der starke Sepp wusste natürlich genau, wo er seine ganze Kraft am besten einsetzen konnte – er war ein gefürchteter Ranggler und das Haggelziehen war seine Spezialität.

¹ Die Gerechtsame ist eine veraltete Bezeichnung für eine Berechtigung, in Nutzungsrecht, Privileg oder Vorrecht an etwas.

² Heimatmuseum Kirchdorf, in: Museumsführer Bezirk Kitzbühel, Die Museen des Bezirkes Kitzbühel (Hg), S.18.

³ Der Sulzmüllner, in: Kaisergemeinde aktiv, Gemeindezeitung für Kirchdorf, Erpfendorf, Gasteig, Ausgabe 1, Mai 2011, S. 16.

Das Haggelziehen oder auch Fingerhakeln genannt, ist eine traditionelle Art des Kräftemessens, welche bereits im 16. Jahrhundert erwähnt und vorwiegend in Österreich und Bayern betrieben wurde. Beim Haggelziehen stehen oder sitzen sich die zwei Kontrahenten an einem Tisch gegenüber, je eine Faust, im Regelfall, mit den Mittelfingern verhaggelt. Erlaubt sind aber alle Finger, außer die Daumen. Ist der Mittelfinger der Haggelfinger, kommt ein Lederriemen zum Einsatz. Manchmal wird auch mit dem Zeigefinger gehaggelt, das geschieht dann riemenlos. Wer die Faust des Gegners öfter über den Grenzstrich ziehen kann, geht als Gewinner hervor. Dabei spielen neben der körperlichen Kraft, der Überwindung des Dehnungsschmerzes und die entsprechende Technik eine wichtige Rolle⁴. Ein Schiedsrichter überprüft das Geschehen, ihm stehen ein Vorsitzender und zwei Beisitzer bei und schließlich warten noch die zwei Auffänger hinter den Hagglern auf ihren Einsatz. Angeblich wurden so früher Streitereien ausgetragen, ehe es sich zur eigenen Sportart entwickelte, inklusive weitgehender Standardisierung.



In seiner heutigen Form ist das Haggelziehen tatsächlich ein organisierter Sport. Lederriemen, Tisch und Hocker sind ebenso genormt wie der Abstand zwischen der Mittellinie und den Seitenlinien. Jährlich werden im alpenländischen Raum Meisterschaften in verschiedenen Gewichts- und Altersklassen ausgetragen.

Der Ursprung von der Redewendung *jemanden über den Tisch ziehen* stammt übrigens aus diesem Volkssport, in dem nicht allein die Kraft, sondern vor allem die Technik den Ausschlag zum Sieg über den Kontrahenten geben kann⁵.

Aber nun zurück zu unserem „Kraftmenschen“, Josef Marcher. Mit der soeben beschriebenen Art des Kräftemessens, dem Haggelziehen, wurde er schließlich berühmt. Seinen wichtigsten und erfolgreichsten Wettkampf im Haggelziehen führte Josef Marcher 1887 in Wien. Dort war sein Herausforderer kein Geringerer als der damalige Weltrekordhalter im Stemmen (er konnte 130 kg über den Kopf stemmen), der Wiener Franz Stähr. Zu Anfang des Wettkampfes waren die Wiener noch voller Siegeshoffnung, aber am Ende war es Josef Marcher, der die Faust des Franz Stähr zweimal über den Grenzstrich zog. Und somit konnte der Sepp den Sieg im Haggelziehen für Tirol einheimen, ebenso die 1.000 Gulden Preisgeld und einen Lorbeerkranz⁶. Ein Bild in der Collage zeigt Josef Marcher und seinen fairen Gegner Franz Stähr.



Hinter jedem starken Mann, steht eine starke Frau

Was war nun das Geheimnis seiner „Bärenkraft“?

Neben seiner körperlichen Voraussetzung spielte sicherlich das regelmäßige Training seines Haggelfingers eine große Rolle. Berichten zufolge soll Josef Marcher einen Eisenring an der Stubendecke in seinem Gasthaus „Mauth“ (später auch in der „Habachmühle“) befestigt haben. Daran zog er sich mehrmals täglich mit dem Haggelfinger auf und blieb einige Minuten an nur einem Finger hängend in der Luft. Um die Effizienz des Trainings zu erhöhen, hielt der Sepp in der anderen Hand ein Gewicht von ca. 60kg, das entspricht etwa einem Getreidesack.



Hinter seinem zweiten Geheimnis steht – im wahrsten Sinne des Wortes – eine starke Frau. Seine Wirtschafterin, Emerenzia Aigner, führte 25 Jahre lang seine Wirtschaft, sie war ebenfalls kräftig gebaut und die Trainingspartnerin von Josef Marcher. Auch zur „Emmy“ gibt es eine heitere Anekdote: ... als einmal mehrere, bekannte, kräftige Männer (darunter ein späterer Berufsathlet in Amerika) aus Bayern und Tirol zu Besuch kamen, wollten sie natürlich mit dem Sepp ihre Kräfte im Haggelziehen messen. Doch der Sepp verweilte gerade in Kitzbühel. Emmy meinte darauf, „jo wenn's net mehr is, des kun i a toa“. Die Männer nahmen lächelnd die Herausforderung an. Als der erste von ihnen mit der Haushälterin gehaggelt und verloren hatte, war den Männern das Lachen vergangen und es machte sich einiges Erstaunen breit. Die starke Emmy erwiderte „mit'n Sepp richt's scho gor nix aus, weil i grad seine Übungspartnerin bin.“⁷ Ein Bild aus der

⁴ <https://de.wikipedia.org/wiki/Fingerhakeln>, Stand 4. Mai 2020.

⁵ Ebd.

⁶ Hans Embacher, Der starke Sulzmüllner aus Gasteig, in Kirchdorf in Tirol, Gemeinde Kirchdorf in Tirol (Hg), 2004, S. 139.

⁷ Ebd.

Bildercollage zeigt Josef Marcher, seine Mutter und seine Wirtschafterin Emmy vor dem Gasthaus zu Mauth.

Dem Sulzmüller Sepp zu Ehren...

Gestorben ist Josef Marcher im Alter von 67 Jahren am 24. September 1930 als „Fahrradhändler, Hausbesitzer und Trödler“ - laut Sterbebildinschrift von damals⁸.

Kein weiterer Hinweis auf seine berühmte „Bärenkraft“ – hat man vergessen, dass er einst zu den stärksten Männern des Landes gehörte? Oder doch nicht? Im „Metzgerhaus“ ist dem Josef Marcher eine kleine Ausstellungsfläche gewidmet. Neben der oben erwähnten Bildercollage, die wohl von ehemaligen Museumsverantwortlichen seinerzeit zusammengestellt worden ist, werden zwei weitere Gegenstände präsentiert, die an die erbrachten außerordentlichen sportlichen Leistungen in Wien an Josef Marcher erinnern; zum einen handelt es sich um eine kleine, bemalte Holzfigur, die den Sepp links stehend und händeschüttelnd mit seinem Wiener Herausforderer Franz Stähr darstellt.



Vorlage für das handgeschnitzte Figurenpaar dürfte wohl ein aufgenommenes Foto von den zwei Haggelziehern sein, das auf der Bildercollage eindrucksvoll zu sehen ist und oben im Text bereits erwähnt wurde.

Das zweite Erinnerungsstück an Josef Marchers Sieg im Haggelziehen in Wien ist ein Trinkgefäß. Auf dem Tonkrug ist unterhalb des Abbildes von Sepp der Schriftzug „Der Herkules von Tyrol 1887“ zu lesen. Auch dieses Bild vom armverschränkten, vor Kraft strotzenden Sepp ist in der Bildercollage enthalten und taucht in der Literatur als oft verwendetes Motiv auf.



Ergänzend sei erwähnt, dass es in den 1980iger Jahren auch einen Rangglerverein in Kirchdorf gab, der zu Ehren des erfolgreichen Sulzmüller Sepp dessen Namen als Vereinsnamen trug.

Das Kirchdorfer Museum im „Metzgerhaus“ mit seinen zahlreichen naturkundlichen bzw. volkskundlichen Sammlungen verkörpert sozusagen den kulturhistorischen Gedächtnisspeicher des gesamten Dorfes. Mit der sorgfältigen Pflege und interessant präsentierten Exponaten und Dokumentationen bleiben die Aufzeichnungen an längst geschehene Ereignisse für die Besucher gut verständlich und lebendig.

So auch die ungewöhnlichen Taten eines Josef Marcher alias Sulzmüller Sepp die wohl in keinen Geschichtsbüchern nachzulesen sind, aber dennoch – dank des Museums im „Metzgerhaus“ – für die Nachwelt – und insbesondere für die Kirchdorfer Bevölkerung – erhalten bleiben.

Ein großes Dankeschön geht an Frau Maria Braito für die spannende Führung durch das Museum sowie für die eine oder andere heitere Anekdote aus dem Leben des Sulzmüller Sepp, dem wahren „Herkules von Tirol“.

Öffnungszeiten: Mai bis Oktober: Sonntag 10:00-12:00 Uhr / im Winter nach Voranmeldung.
Führungen ab 5 Personen sind jederzeit möglich

Kontakt:

Museum im Metzgerhaus
A-6382 Kirchdorf in Tirol, Litzfeldner Str. 1
Tel.: +43 664 9744038

info@hutmann.com

<https://www.bergfex.at/sommer/kirchdorf-in-tirol/highlights/1834-museum-metzgerhaus/>

© Land Tirol; Mag. Sandra Schiestl, Text und Abbildungen (1, 2, 4-7).

Abbildungen:

1 - Bildercollage von Josef Marcher. Abfotografiert.

⁸ Ebd., S. 138.

- 2 - Josef Marcher alias Sulzmüllner Sepp (1863-1930), Abfotografiert.
- 3 - Ölgemälde von Joseph Machold (1824-1889) mit Darstellung des Fingerhakelns. Foto gemeinfrei. (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Joseph_Machold_Fingerhakeln.jpg?uselang=de. Abgerufen am 18.05.2020.)
- 4 - Josef Marcher (links) mit Herausforderer Franz Stähr (rechts). Abfotografiert.
- 5 - Haushälterin Emerenzia Aigner, links mit Josef Marchers Mutter in der Mitte und Josef Marcher vor dem Gasthaus zur Mauth. Abfotografiert.
- 6 - Holzfigurenpaar, Josef Marcher mit Franz Stähr
- 7 - Trinkgefäß mit Aufschrift „Herkuls von Tyrol. 1887“

DIE ZERBRECHLICHE SCHÖNHEIT DER VERGANGENHEIT

Ein Glasarmringfragment im Rättermuseum Birgitz

Das Objekt des Monats Juli nimmt uns mit auf eine historische Zeitreise, die vor über 2.500 Jahren beginnt. Schon seit Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. besiedelten die Räter den Alpenraum, und zwar vom Unterengadin im Westen bis ins Virgental im Osten sowie im Süden bis an den Gardasee.¹ Die Räter waren ein antikes Volk bzw. eine Gruppe von Völkern, die im 1. Jahrhundert v. Chr. ins Römische Reich eingegliedert und im Verlauf der römischen Herrschaft romanisiert wurden.² Einen Ausflug in die Begriffsgeschichte der Räter würde den hier vorgesehenen Rahmen sprengen, gibt aber zumindest einen Einblick in diese Epoche; aus sprachwissenschaftlicher und archäologischer Sicht werden die Räter heute als Träger der Fritzens-Sanzeno-Kultur gesehen. Der Name dieser archäologischen Kulturgruppe lässt auf die zwei Fundorte in Nord- bzw. Südtirol schließen, deren Blütezeit auf das 4. - 1. Jahrhundert v. Chr. datiert.³



Auf der „Hohen Birga“, einem bewaldeten Hügel nördlich von Birgitz, wurden 1937 die Überreste einer Siedlung aus der jüngeren Eisenzeit entdeckt und im Laufe der letzten Jahrzehnte archäologisch erforscht.⁴ Das Besondere hierbei ist, dass es sich bei dieser bäuerlichen Siedlung auf der „Hohen Birga“ um die am frühesten untersuchte und größte geschlossene Siedlung der Räter in Tirol handelt.⁵

Neben einer Reihe von Gebäuden konnten auch zahlreiche Funde wie keramische Gefäße, Schmuck und Werkzeuge aus Metall sowie bislang 26 Fragmente von Glasarmringen gefunden werden, die somit überhaupt die größte Ansammlung von Rippenringen in ganz Nordtirol bilden.⁶ Daher liegt es nahe, dass hier als Objekt des Monats ein Glasarmringfragment näher vorgestellt wird.

Ein fast bis zur Hälfte erhaltenes Fragment eines Rippenrings mit gelber Innenauflage findet sich im Rättermuseum in Birgitz ausgestellt.⁷ Das Fragment ist 2,43 cm breit und 7,11 cm lang. Ursprünglich hatte der Ring einen Innendurchmesser von 7,50 cm und brachte fast 77 g auf die Waage. Seine fünf symmetrisch abfallenden Rippen – wobei die Mittelrippe die breiteste und höchste und die beiden Randrippen die kleinsten sind – bestehen aus farblos-transluzidem Glas. Auf der Innenfläche des Rings wurde eine Schicht aus gelb-opakem Glas aufgetragen (Abb. 3⁸).



Diese gerippten Ringe sind ab der Mittelatlènezeit (250–150 v. Chr.) europaweit vertreten⁹ und in Nordtirol die zweithäufigste Gruppe von Glasarmringen¹⁰. Hier datieren sie lokal gesehen in die Spätatlènezeit (150–15 v. Chr.)¹¹. Obwohl sie von der Form her einen keltischen Einfluss aufweisen, sind

¹ Siehe <http://www.hohe-birga.at/Startseite/> Stand: 01.06.2020.

² Vergl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Räter> Stand: 29.05.2020.

³ Siehe <http://www.hohe-birga.at/Startseite/> Stand: 01.06.2020.

⁴ F. M. Müller, Neue Forschungen auf der „Hohen Birga“ bei Birgitz (Tirol). In: W. Zanier (Hrsg.), Kulturwandel um Christi Geburt: Spätatlène- und frühe römische Kaiserzeit in den mittleren Alpen zwischen Südbayern und Gardasee, Akten des Kolloquiums in Innsbruck am 18. und 19. Oktober 2017, Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 67, Band 2 (München 2019) 411–429.

⁵ Siehe <http://www.hohe-birga.at/Startseite/> Stand: 01.06.2020.

⁶ Zerobin 2017 (Anm. 3) 19. Hinzu kommen noch zwei weitere Fragmente aus den Grabungskampagnen 2018 und 2019.

⁷ F.M. Müller F.M., Archäologischer Park „Hohe Birga“ und „Rättermuseum Birgitz“: In: Zentrum für Alte Kulturen (Hrsg.), Jahresbericht 2010. Aktuelle Forschungen (Innsbruck 2011) 23; <http://www.hohe-birga.at/Raettermuseum-Birgitz>

⁸ Fragment mit der Inv.Nr. B 1/15: Vgl. B. Zerobin, Die atlènezeitlichen Glasarmringe aus Nordtirol. Ein Schmuckstück als Spiegel des Handels und Handwerks (unpubl. Masterarbeit Innsbruck 2017) Kat.Nr. 26, Taf. 15,26 und 56,26. Nach Th. E. Haevernick, Die Glasarmringe und Ringperlen der Mittel- und Spätatlènezeit auf dem europäischen Festland (Bonn 1960) 51 wird das Fragment in die Gruppe 7a₄ eingeteilt.

⁹ Haevernick 1960 (Anm. 3) und Taf. 22.

¹⁰ Zerobin 2017 (Anm. 3) 19.

die Rippenringe im rätischen Raum meist breiter und massiger, was eventuell auf eine lokale Herstellung schließen lässt¹².

Bei dem farblos-transluzidem Glas der Ringe handelt es sich meist um Kalknatronglas¹³, welches auch heutzutage zu den häufigsten verwendeten Glasarten zählt. Man benötigte dazu die Rohstoffe Quarzsand, Kalk und Soda. Farblos-transluzide Gläser gehörten dabei zu den Meisterleistungen der späteren Eisenzeit. Um den grün-bräunlichen Farbstichen der Eisenverunreinigungen des Quarzes entgegen zu wirken, musste man Antimon hinzufügen. Analysen zeigen ebenfalls, dass man für das gelb-opake Glas Blei¹⁴, Tonerde und Knochenasche hinzufügte¹⁵. Zwar fehlen auf der „Hohen Birga“ die für eine lokale Produktion notwendigen Werkstättenbefunde, jedoch deuten Funde von gelb-opaken Gläsern in Quader- oder Tropfenform zumindest auf einen Handel mit dem Rohglas hin¹⁶. Woher die Gläser oder deren Rohstoffe kamen, ist nach wie vor umstritten. Vermutlich nutzte man aber dafür Handelsbeziehungen zu Italien, was man auch für andere Funde auf der Hohen Birga wie zum Beispiel die verzierten Koralleneinlagen für Fibeln annehmen kann¹⁷.



Wie zähflüssigen Honig wickelt man das erhitzte Glas um einen Zylinder aus Ton.¹⁸

So oder so ähnlich könnte vor über 2.000 Jahren die Herstellung von Glasarmringen abgelaufen sein. Nach wie vor ist es aber ein Rätsel wo, wer und wie man die zerbrechlichen Schmuckstücke aus Glas angefertigt hat.

Der Glasarmring war jedenfalls in der Mittel- und Spätlatènezeit (250–15 v. Chr.)¹⁹ ein extravaganter Schmuck, welcher nicht nur aufgrund seines außergewöhnlichen Materials, sondern auch seiner Leuchtkraft wegen sehr geschätzt wurde.



Grabfunde deuten darauf hin, dass besonders Frauen die Ringe an Ober- und Unterarmen trugen.

Das Material Glas war jedoch zu dieser Zeit alles andere als alltäglich. Bis dahin kannte man im Nordtiroler Raum nur Perlen aus Glas. In unseren Breitengraden hielt dieser Werkstoff, der heutzutage nicht mehr weg zu denken ist, erst mit der römischen Eroberung Einzug. Mit der Technik des Glasblasens eroberte Glas als Werkstoff für verschiedene Gebrauchsgüter wie Becher, Flaschen und Schüsseln bald den Alltag der Menschen und wurde allmählich als Schmuck-Accessoire verdrängt. Ihren Reiz haben die Glasarmringe aber niemals verloren.

Diese und zahlreiche andere Fundstücke lassen tief in die unterschiedlichen Lebensbereiche einer Kultur aus einer längst vergangenen Zeit blicken. Seit der Eröffnung des Rättermuseums im Jahr 2013 präsentiert es auf anschauliche Art und Weise – inklusive Medienpräsentation – jene Funde, die auf der „Hohen Birga“ in archäologische Ausgrabungen zu Tage gebracht werden. Wahre Schätze wie die Glasarmringfragmente, die aus einer eisenzeitlichen Siedlung der Räter stammen, haben bis heute nichts an ihrer Faszination verloren, auch nicht, wenn sie über 2.500 Jahre alt sind - oder gerade deshalb.

¹¹ Haevernick 1960 (Anm. 3) 88.

¹² Haevernick 1960 (Anm. 3) 84.

¹³ Zerobin 2017 (Anm. 3) 50.

¹⁴ M. Karwowski, Latènezeitlicher Glasringschmuck aus Ostösterreich, Mitteilungen der Prähist. Kommission 55 (Wien 2004) 89.

¹⁵ Zerobin 2017 (Anm. 3) 50.

¹⁶ Zerobin 2017 (Anm. 3) 65.

¹⁷ B. Zerobin, Die Kleinfunde von der Hohen Birga. Objekte aus Bronze, Silber, Glas, Geweih und Koralle aus Haus VI und X (unpubl. Bachelorarbeit Innsbruck 2014) 21.

¹⁸ M. Karwowski - G. Putzgruber, Experimental Studies on Manufacture of „Celtic Glass Bangles“. In: L. Illášová - D. Staššiková-Štukovská (Hrsg.), Historical Glass: Glassworks, Glass Beads and other Glass Artefacts (Nitra 2016) 71–72.

¹⁹ Haevernick 1960 (Anm. 3) 75–94.

An dieser Stelle möchte ich mich herzlich bei der Museumsleiterin Frau Dr. Annegret Waldner bedanken, die mir Einblicke in die Museumsräumlichkeiten ermöglichte. Dabei überraschte sie mich mit einer bereits wissenschaftlich ausgearbeiteten Objekt-beschreibung des Glasarmringfragments von Bianca Zerobin MA, Studentin am Institut für Archäologie an der Universität Innsbruck. Ein herzliches Dankeschön daher auch an Frau Bianca Zerobin MA für die zur Verfügung Stellung Ihrer Arbeit.



Öffnungszeiten: Mai - Oktober: Samstag 15:00 – 18:00 Uhr, Sonntag 16:00 – 18:00 Uhr,
Führungen nach Vereinbarung jederzeit möglich.
Die archäologische Ausgrabungsstätte auf der „Hohen Birga“ ist das ganze Jahr über frei zugänglich.

Kontakt:

Rätermuseum Birgitz
A-6092 Birgitz, Dorfplatz 1
Mail: raetermuseum@birgitz.tirol.gv.at
www.hohe-birga.at

© Bianca Zerobin MA, Institut für Archäologien, Universität Innsbruck, Text und Abbildungen 3, 4, 5
© Land Tirol, Mag. Sandra Schiestl, Land Tirol, Text und Abbildungen 2, 6
© Land Tirol, Sarah Leib (2013), Abbildung 1

Abbildungen:

- 1 – Informationstafel am Fuße der Hohen Birga
- 2 – Detailansicht der Vitrine im Rätermuseum Birgitz mit den ausgestellten Glasarmringfragmenten
- 3 – Skizze des Glasarmrings von der Hohen Birga (Inv. Nr. B 1/15), Bianca Zerobin
- 4 – Anhand der Spuren an den Originalen kann man die Herstellungstechnik der Glasarmringe rekonstruieren, Bianca Zerobin
- 5 - Glasarmringe waren vermutlich ein wichtiger Bestandteil der rätischen Frauentracht, Bianca Zerobin
- 6 – Innenansicht mit einem Teil der präsentierten Vitrinen im Rätermuseum Birgitz

ÜBERDAUERENDE METALLKUNST VERSUS VERGÄNGLICHKEIT

Der Weihwasserkesselträger im Museumsfriedhof Kramsach



Das Objekt des Monats August befindet sich im Arkadenhof des Museumsfriedhofes Kramsach, der dem „lustigen“ Teil der Ausstellung vorgelagert ist. Seit 2013 wird hier eine Auswahl der aus über 800 Grabkreuzen bestehenden Sammlung von Kunstschmied Hans Guggenberger in historischer Abfolge gezeigt. Der Rundgang beginnt mit einem Weihwasserkesselträger aus dem Pfarrfriedhof Stams im Tiroler Oberland.

Das ausgewählte Exemplar ist im Stil der Renaissance gefertigt, als Entstehungszeit wird das 16./17. Jahrhundert angegeben. Typisch für diese Epoche ist der Einsatz von Rundeisenstäben, die oft in mehrfach eingerollten, spitz zulaufenden Spiralen enden. Um die flächenhafte Struktur zu erhalten, sind die Kreuzungspunkte zweier Rundeisenstäbe als „Durchstoßung“ gestaltet, indem ein Stab durchbohrt und der andere durchgeführt wird. Als Vorbild für die zarte Formgebung in der Metallkunst dieser Epoche können Kupferstiche von Künstlern wie Albrecht Dürer angenommen werden. Die Bekrönung bilden mehrere Spindel- oder Kreuzblumen, mit ihrem spiralgewundenen Innenteil und den spitz auslaufenden Blütenblättern ein weiteres typisches Merkmal der Renaissancekunst. Ein äußerst bekanntes Werk dieser Zeit, bei dem all diese Stilelemente zur Vollendung gebracht wurden, ist etwa der Kenotaph Maximilians in der Innsbrucker Hofkirche (1568-73).¹

Namensgebend für den Kesselträger ist ein horizontales Rundeisen als Tragarm, das vorne als Schlaufe ausgeformt den Bügel des Weihwasserkessels aufnimmt. Als Verstärkung nach unten dient eine Rundeisenkonstruktion als Stützdreieck mit den erwähnten zarten Spiralförmigkeiten. Im oberen Bereich des Eisenstabes ist eine Fahne aus ausgeschnittenem Blech beweglich verankert, von der – wie auch von den Spindelblumen – angenommen wird, dass sie ursprünglich mehrfarbig gefasst waren. Naheliegender wäre eine Interpretation dieser Fahne als Osterfahne, wie sie der auferstandene Christus als Zeichen der Überwindung des Todes präsentiert.²



Besonders viele Kesselträger sind aus dem Tiroler Oberland rund um Rietz, Stams und Ötz erhalten, wobei zwei sich wiederholende Erscheinungsformen ins Auge stechen.

Zum einen ist es jene mit den zarten Rundeisenvoluten wie soeben besprochen, eine zweite ist durch einen Blechschnitt im Stützdreieck gekennzeichnet – zwei Exemplare dieser Ausführung sind im hinteren Teil des Museumsfriedhofes zu finden. Vermutlich liegt jeder Variante eine Schlosserwerkstatt zugrunde, die ihre speziellen Formgebungen

¹ Wiesauer, Karl; Bader, Ursula: Schmiedeeisen in Tirol. Die Kunst, Eisen zu formen. Innsbruck 2002, S. 24f.

² Wiesauer, Karl; Bader, Ursula: Schmiedeeisen in Tirol. Die Kunst, Eisen zu formen. Innsbruck 2002, S.30.

weitertradierte. Diese sich oft lange haltenden, regionalen Handwerks- und Symboltraditionen erschweren die Datierung der Grabkunst in den Alpentälern sehr. Im Gegensatz zu städtischen Bereichen dauerte es lange, bis sich dort neue „Moden“ etablierten. So verging sicher einige Zeit, bis sich Spindelblumen und Blechschnitte ausgehend vom Kaisergrab bis in das Tiroler Oberland durchsetzen konnten. Eine wahrscheinlichere Datierung verweist ans Ende der erwähnten Zeitepoche, auf die Zeit nach 1650.³



Die Weihwasserkesselträger präsentieren ein Behältnis mit Weihwasser in einer angenehmen Höhe, um den Besuchern des Friedhofes das Besprengen der Gräber mit dem „Weichbrunn“ - dem Weihwasser - zu ermöglichen. Dahinter steht die Vorstellung, damit den Armen Seelen im Fegefeuer ihre Zeit der Buße zu verkürzen.

Arme Seelen wurden die Seelen der Verstorbenen genannt, die, sofern sie nicht als Heilige sofort nach ihrem Ableben in den Himmel aufgenommen wurden, ein Stadium der Läuterung im Fegefeuer (dem sog. Purgatorium) durchliefen. Durch das Feuer, dem große Reinigungswirkung nachgesagt wurde, geschah die Befreiung von den Sünden. Nach dieser Vorstellung konnten Überlebende auch für eine Linderung der Not Armer Seelen sorgen, indem sie ihrer mithilfe von Grablichtern, Seelenmessen oder an Allerseelen aktiv gedachten – eine Vorstellung, die im Barock ihren Höhepunkt erreichte.

In den wenigen Orten, wo sich die Kesselträger bis ins 20. Jahrhundert halten konnten, sind sie gewöhnlich am Anfang einer Gräberreihe aufgestellt. Somit wird gemeinhin angenommen, dass dies die gebräuchliche Verwendungsform war - ein Kesselträger bietet Weihwasser für mehrere Gräber. Möchte man die tatsächliche Art der Verwendung in Quellen bestätigt sehen, zeigt sich allerdings ein differenziertes Bild: Holzschnitte und schriftliche Quellen des 16. Jahrhunderts lassen die Vermutung zu, dass die eisernen Kesselträger neben bemalten Holzkreuzen sehr wohl als fixe Bestandteile des Grabes von Bürgern und gutsituierten Bauern galten.⁴ Während die aus dem vergänglichen Holz gefertigten Kreuze öfter ausgetauscht wurden, hatten die eisernen Kesselträger über Jahrhunderte als Teil des Familiengrabes Bestand.

Auch wenn der hier präsentierte Kesselträger als eines der wenigen Objekte als Replik ausgestellt ist (das Original befindet sich im Depot), gibt er einzigartiges Zeugnis über die Schmiedekunst und Grabgestaltung der Zeit des Überganges von der Renaissance zum Barock und ihrer Glaubensvorstellungen.

Vielen Dank an Hans Guggenberger und dem Verein Museumsfriedhof Tirol für ihr Engagement, mit dem sie sich der Bewahrung dieses Teiles unserer Geschichte widmen.

Öffnungszeiten: Der Museumsbereich ist frei zugänglich.

Museumsshop: Dienstag bis Samstag 9.00 – 17.00 Uhr

Kontakt:

Museumsfriedhof Tirol

A - 6233 Kramsach, Hagau 81

Tel: +43 5337 62447

Mail: office@museumsfriedhof.info

www.museumsfriedhof.info

© Land Tirol; Mag. Tanja Beinstingl, Text und Abbildungen

Abbildungen:

- 1 – Weihwasserkesselträger (Replik), 17. Jahrhundert
- 2 – Waagrechter Träger mit Schlaufe und Weihwasserkessel, Rundeisenverzierung
- 3 – Ausschnitt Rundeisenverzierung mit „Durchstoßung“ in der Bildmitte
- 4 – Spindelblumung als Bekrönung
- 5 – Kesselträger, zweite Variante mit Blechschnitt im Stützdreieck, Ausschnitt

³ Egg, Erich: Weihwasserkesselträger als Vorläufer der eisernen Grabkreuze. In: THBl. 54, 1979, S.77-81, S.81.

⁴ Egg, Erich: Weihwasserkesselträger als Vorläufer der eisernen Grabkreuze. In: THBl. 54, 1979, S.77-81, S.78.

[Objekt des Monats September 2020]

HOLZKUNST MIT GLÜCKSFAKTOR

Die Heiliggeisttaube im 1. Tiroler Holzmuseum in der Wildschönau

Mit dem 1. Tiroler Holzmuseum hat sich der Holz- und Verzierungsbildhauer Hubert Salcher in seinem Geburtshaus in Auffach einen Traum erfüllt. Im nächsten Jahr feiert das Museum das 25. Jahr seines Bestehens und ständigen Erweitern – mittlerweile besteht das Haus aus 52 Räumen auf 6 Ebenen und mehr als 1000 m² Ausstellungsfläche. Dass die Anzahl der kolportierten 3000 Ausstellungsobjekte bei weitem übertroffen wird, liegt nach einem Besuch im Museum auf der Hand. Was die Objekte eint, so verschieden sie sonst auch sein mögen, ist das Grundmaterial Holz.



Das Objekt des Monats September ist in der Kapelle des Museumskomplexes zu finden, der seit 2014 in einem Seitentrakt untergebracht ist.

Vom überdachten Außenbereich her gelangt man in die Hauskapelle, die „kleinste Hochzeitskapelle Europas“, wie ein Schild verrät. Kaum zu glauben, dass in diesem Raum, der kaum fünf Menschen Platz bietet, auch Trauungen stattfinden. Selbst die Einrichtung hat Vergangenheit, sie wurde aus allen Teilen des Landes zusammengetragen – kein einfaches Unterfangen für eine Kapelle dieser Größe. So stammt etwa das Betgestühl von der Pfarrkirche aus Oberlienz und auf dem Altar thront neben der Darstellung der Gnadenmadonna „Maria guter Hoffnung“ eine Berührungsreliquie mit der „Annahand“ aus dem 19. Jahrhundert.



Unmittelbar davor weist ein Schild auf das Objekt des Monats September hin: einen stilisierten Vogel aus Holz mit Flügeln in Form eines Strahlenkranzes. Als „Glücksvogel“ wird er hier bezeichnet, der die Wünsche zum Himmel trage – eine schöne Vorstellung, vielleicht als Erklärung für die vielen Besucher und Besucherinnen aus aller Herren Länder, die nicht katholisch sozialisiert sind. In Tirol wird man ein Objekt dieser Art als Heiliggeisttaube erkennen, selbst wenn sie für viele aus ihrer alltäglichen Lebenswelt verschwunden ist.

Die Taube ist seit dem Konzil von Konstantinopel (536 n.Chr.) als Symbol für den Heiligen Geist anerkannt, als solche ist sie in geschnitzter Form meist an der Decke von Kirchen und Kapellen zu finden. Zu Pfingsten, dem Fest der Sendung des Heiligen Geistes, wurde sie in einigen Gotteshäusern während der Messe in den Kirchenraum hinuntergelassen. Hebt man hier im 1. Tiroler Holzmuseum den Blick zur Decke, findet man neben einer fix montierten, geschnitzten Heiliggeisttaube noch eine hängende Variante mit Strahlenkranz vor.



In Bauernhäusern war der gewöhnliche Platz der Heiliggeisttaube im Herrgottswinkel an einem Faden von der Decke hängend oder aber mittig über dem Esstisch baumelnd. Dabei konnte die Taube vielerlei Gestalt aufweisen, in Bayern waren Heiliggeisttauben als sogenanntes *Eingericht* (Holzfigur in einer Glaskugel) verbreitet. Schwebte so eine Heiliggeistkugel über dem Suppentopf, sammelte sich der kondensierte Dampf auf ihrer kalten Oberfläche und tropfte zurück in das Gefäß – der vielzitierte Name „Suppenbrunzer“ war geboren.

Doch zurück zur symbolischen Bedeutung des Vogels. Schon im Alten Testament spielte die Taube eine tragende Rolle als

Überbringerin des Ölzweiges als göttliches Versöhnungszeichen nach der Sintflut. Die Taube galt nun als Symbol des Friedens, der Liebe und Fruchtbarkeit. Als Zeichen von Beständigkeit und Zuneigung war sie häufig auf Liebesgaben dargestellt, noch heute werden bei manchen Hochzeiten weiße Tauben aufgelassen. Berichten zufolge war es in manchen Gegenden üblich, zur Empfängnisförderung eine Taube an die Decke des Himmelbettes zu hängen.¹

Daneben besteht eine enge Verbindung zur Gottesmutter Maria als Segensbringern, die Menschen in ihrer Not beschützte, die in frühen Marienliedern als „Taube ohne Galle“ bezeichnet wurde – die Galle als Synonym für das Böse im Menschen. Naturgemäß waren es Mariä Empfängnis-, Verkündigungs- und Heimsuchungs-Darstellungen, bei denen die Taube in ihrer Rolle als Heiliger Geist in Verbindung mit dem Ungeborenen trat.



Die Meinungen, welches Konzept dem Anbringen der Heiliggeisttaube im Herrgottswinkel zugrunde lag, gehen auseinander² – ziemlich sicher galt die Taube ähnlich wie ein Haussegen als unheilabwehrend und segnend für den Hof und die Familie. Als solche wird sie heute noch zum Verkauf angeboten³ - für weltliches Publikum erfolgt eine Umdeutung in „Glücksvögel“, wie hier im Museum angedeutet.

Neben der Bedeutung kann die Herstellung eines so graziilen Holzobjektes Fragen aufwerfen. Eine Antwort darauf bietet ein von der Boku Wien initiiertes Projekt zur historischen Holzverwendung⁴, das sich der Dokumentation alter Handwerkstechniken rund ums Material Holz widmet. Es basiert auf der Erkenntnis, dass sich die Art der Holzverarbeitung in den letzten Jahren rapide verändert hat – weg von der bäuerlichen Handwerkskunst, die von Generation zu Generation weitergegeben wurde inklusive dem tradierten Wissen z.B. über die Verwendung der verschiedenen Holzarten – hin zu einer maschinellen Fertigung. Viele Objekte verlieren aufgrund geänderter Lebens- und Arbeitsweisen an Bedeutung und verschwinden ganz aus unserem Umfeld. Da in schriftlichen Aufzeichnungen Details oft verloren gehen, widmet man sich in diesem interdisziplinären Projekt der filmischen Dokumentation unter Einbeziehung von Schüler und Schülerinnen.

Glücklicherweise zeigt ein Film die detaillierte Herstellung eines steirischen Haussegens: an seinem unteren Ende hängt eine Variante der Heiliggeisttaube, die jener im Holzmuseum äußerst ähnlich ist. Der erste Schritt für die Herstellung der Taubenflügel ist, sich ein in der Länge und Breite passendes, über Nacht in Wasser gelegtes Stück Espenholz zurechtzulegen. Andere schwören auf Zitterpappel als Ausgangsmaterial. Nun wird ein Ende angespitzt und beidseitig Kerben angebracht, sie ergeben die typische Form der Flügeleinzelteile. In einem nächsten Schritt wird der Holzklötz von der Spitze her mit dem Messer in ganz dünne Blättchen gespalten, die an ihrem Ende noch verbunden bleiben. Im Anschluss werden die „Federn“ aufgefächert, ineinander verkeilt und mit einem geschnitzten Korpus zusammengesteckt und angeleimt.⁵ Was in wenigen Worten beschrieben ist, erfordert in Wahrheit einiges an Fingerfertigkeit und Übung – zumindest das Know-how stellt der Steirer Haussegenschnitzer Franz Burgstaller dankenswerterweise zur Verfügung.



Zurück bleiben die Eindrücke vom 1. Tiroler Holzmuseum und die vielen interessanten Ausstellungsgegenstände, die in die engere Auswahl zum Objekt des Monats kamen, aber nicht berücksichtigt werden konnten. Vielen Dank an Hubert Salcher für die herzliche Aufnahme, die bereitwillige Unterstützung und die Führung durch das Museum.

Öffnungszeiten: 01. Juli - 12. September 2020: Dienstag - Freitag 10:00 – 17:00 Uhr und Samstag 10:00 – 12:00 Uhr. / 16. September - 03. Oktober 2020: Mittwoch -

¹ Ettliger, Ellen: Bayerische und österreichische Amulette der Sammlung Hildburgh im Wellcome Historical Medical Museum. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Wien 1957; 60. Jg., S.295 – 305; S. 303.

² Eder, Robert: Die Heilig-Geist-Taube. In: Zeitschrift für Österreichische Volkskunde, Wien 1915; 21. Jg.; S 91-93; S.93.

³ <https://www.servusmarktplatz.com/p/Handgeschnitzte-Heiliggeisttaube/SM110512/> abgerufen am 4.8.2020.

⁴ www.holzverwendung.at abgerufen am 3.8.2020.

⁵ Unter dem Projekttitel „Holzhandwerk revisited“ auf www.holzverwendung.at zu finden, abgerufen am 3.8.2020.

Freitag 10:00 – 17:00 Uhr. / Ab 05. Oktober geänderte Öffnungszeiten (siehe Homepage). / Im Winter auf Anfrage geöffnet.
Gruppen nach Voranmeldung auch außerhalb der Öffnungszeiten.
Führungen mit Hubert Salcher möglich.

Kontakt:

1. Tiroler Holzmuseum – Hubert Salcher
A- 6313 Wildschönau, Auffach Dorf 148/1
Tel: +43 (0)664 380321
Mail: info@holzmuseum.com
www.holzmuseum.com

© Land Tirol; Mag. Tanja Beinstingl, Text und Abbildungen

Abbildungen:

- 1 - Blick in die Kapelle
- 2 - Heiliggeisttaube am Altar mit Beschriftung
- 3 - Zwei Heiliggeisttauben auf der Decke der Kapelle
- 4 - Statue der Gnadenmadonna „Maria guter Hoffnung“
- 5 – Haussegen - Heiliggeisttaube

ZWOA BRETTL 'N, A G'FÜHRIGER SCHNEE...

Ein Paar Eschenschi von Anton Unterlechner im Schimuseum Grafenast

Der Winter steht vor der Tür; viele freuen sich auf den ersten Schnee, die begeisterten Wintersportler ganz besonders. Die Begeisterung für den Schisport hat im alpinen Raum eine lange Tradition. Die Familie Unterlechner präsentiert im Schimuseum, welches im 2. Stock ihres Hotels „Grafenast“ am Hochpillberg untergebracht ist, einen interessanten Querschnitt der Entwicklung des alpinen Schilaufs. Zu sehen sind unter anderem Selbstbau-Schier, ein Paar zweifach verleimte Schi, historische Fotografien und Werbeplakate zum Wintersport sowie diverse Wintersport- Ausrüstung.



Bereits seit 1985 gibt es das Schimuseum im Hotel Grafenast. Die Schier aus dem Dachboden (zum Großteil eine Hinterlassenschaft durch einstige Hotelgäste) und andere Wintersportgeräte von anno Schnee wurden vom damaligen Hotelier und studierten Archäologen Dr. Hansjörg Unterlechner zusammengetragen, aufwendig restauriert; das Holz eingelassen, das Leder behandelt und in einer selbst kuratierten Schau schließlich ausgestellt.

Die Datierungen der über 40 Schier und Objekte stellte sich als Herausforderung dar, da die kostbaren Schier eine längere Verwendung fanden als die Bindung; die wurde über die Jahre hinweg immer wieder ausgetauscht, eine übliche Vorgehensweise, die die Datierung der Schier erschwerte. Die wissenschaftliche, zeitliche Einordnung der Objekte erfolgte dann auf Initiative von Dr. Hansjörg Unterlechner durch den Museumsdirektor des Wintersportmuseums in Mürzzuschlag. So konnte die Sammlung schließlich auf die Zeitspanne von ca. 1900 – 1950 eingegrenzt werden. Die Ausstellung stand und steht heute noch unter dem Motto: „erlebt und gesammelt von zwei Generationen – gestaltet von der dritten und vierten Generation“.

Die enge Verbundenheit zwischen den Objekten und der Familie Unterlechner ist kaum zu übersehen. Dies wurde auch während der Museumsführung mit Dr. Hansjörg Unterlechner sehr deutlich. Hinter fast jedem Ausstellungsstück gibt es eine interessante, meist abenteuerliche Geschichte zu entdecken. Wie zum Beispiel jene des Großonkels Luis Unterlechner und dessen Renn-Skeleton. Luis Unterlechner hatte bereits im Jahre 1924 bei den Olympischen Winterspielen in Chamonix teilgenommen. Vier Jahre später, 1928 ging er in St. Moritz erneut an den Start. Der Olympionike gehörte zu den Medaillen-Anwärtern. Denn er sowie die restliche österreichische Mannschaft verwendeten einen kleineren, schnelleren Gelenkschlitten und nicht die damals übliche starre Version. Die Konkurrenz protestierte dagegen, meinte, der Gelenkschlitten sei viel zu gefährlich für die Sportler. Ihre Proteste wurden erhöht und das Komitee schloss die Gelenkschlitten aus – am Abend vor dem Rennen. Somit mussten die Österreicher untrainiert mit einem starren Skeleton den Wettkampf in St. Moritz bestreiten. Luis Unterlechner belegte den für ihn enttäuschten 6. Rang.¹ Der ausgestellte, starre Renn-Skeleton wird umgeben von Fotos des Athleten, seiner Urkunde von 1928 sowie von Werbeplakaten der erwähnten Austragungsorte.



Doch nun zurück zum eigentlichen Objekt des Monats. Das Paar Holzschis um 1900/1910 von Anton Unterlechner². Auch hier steht das Objekt untrennbar in Verbindung zur Familie Unterlechner. Denn Toni Unterlechner ist der Gründer des Hotel Grafenast, Bruder von Luis und

¹ Mündliche Überlieferung von Dr. Hansjörg Unterlechner

² Rufname Toni, Spitzname „Rodel Toni“

Großvater von Dr. Hansjörg Unterlechner. Auf Toni geht die 1907 erbaute, ursprüngliche Rodelhütte aus Holz hoch über Schwaz zurück. Der „Aussteiger“ von einst verfolgte die Idee zur Errichtung einer Station zwischen dem Ort Schwaz im Tal und dem Hausberg Kellerjoch. Toni Unterlechner fand einen geeigneten Platz auf 1.330 Meter Seehöhe für seine Rodelhütte und konnte das Grundstück vom Graf Enzenberg käuflich erwerben (daher auch der Name des heutigen Hotels). Der Rest ist eine Erfolgsgeschichte bezogen auf die Weiterentwicklung der touristischen Nutzung dieses speziellen Ortes, die von Toni Unterlechner und seinen Nachkommen geschrieben wurde bzw. noch immer wird.



Toni Unterlechner, ursprünglicher Besitzer des Holzschimodells war zugleich Erzeuger sowie Nutzer desselben. Er wählte Eschenholz, das seinerzeit zur Herstellung von Ski durchaus gängig war. Übrigens, das Wort „Ski“ wurde im 19. Jahrhundert vom norwegischem „ski“ entlehnt, was „Scheit“ (gespaltenes Holz) oder „Schneesuh“ bedeutet. In der Tat handelt es sich beim Naturholzski um nichts Anderes als gespaltenes Holz. Darauf kam die Bindung, auf jedes „Brett“ eine.

Auf Toni Unterlechners Eschenschi ist eine Strammer-Bindung angebracht, ebenfalls Marke Eigenbau. Sie hatte die Aufgabe den Schischuh bzw. Schifahrer auf dem Ski zu halten. Die dazugehörigen, genagelten Schischuhe sind selbstverständlich selbstgemacht. Zu erwähnen ist hier auch das Loch in der Spitze des Schis. Mit Hilfe einer durchgefädelten Schnur konnte man so die Ski ziehen.



Zu dieser Zeit gab es noch keine Lifтанlagen, erst im Dezember 1934 wurde der erste moderne Schlepplift mit selbststeinziehendem Bügel in Davos in Betrieb genommen. So musste der Berg zu Fuß bzw. auf den Schiern erklimmen werden und zwar in Form des Schitourengehens. Bereits 1892 bestiegen drei Alpinisten das 1.782 Meter hohe Stuhleck als ersten Alpengipfel in Österreich mit Schiern³. Die bis in die 1960er Jahre üblichen Skibindungen mit Kabelstrammer und Seitenfixierung durch Backen vorn waren automatisch auch Tourenbindungen⁴. Oben angekommen, oft nach einem stundenlangen, kräftezehrenden Aufstieg, glitten die Schipioniere abenteuerlich auf den unpräparierten Hängen ins Tal. Oft kam es dabei zu Bein- und Schibrüchen. So wurde der gebrochene Ski noch im Gelände mit mitgeführten Materialien wie zum Beispiel einer Sardinendose stabilisiert. Mit Ersatznägeln wie jene an Toni Unterlechners Eschenschi konnte man den beschädigten Ski ebenfalls „flicken“. Heute steht das Paar Holzski mit seiner über 100-jährigen Geschichte sinnbildlich am bzw. für den Anfang des Schimuseums und des alpinen Schilaufs im Gesamten. Die restlichen sorgfältig ausgewählten Ski zeigen die weiteren Entwicklungsschritte bis ca. 1950.

Schifahren hat sich sehr schnell zu einem unglaublich facettenreichen Sport entwickelt: vom Fahren auf zwei Brettl bis hin zum Freeski, Carving, Freestyle, Skicross usw. Die Liste scheint unendlich. Wenn Schneeliebhaber einen Hang bezwingen wollen, der nicht über einen Lift erreichbar ist, so besteht heutzutage sogar die Möglichkeit, sich von einem Hubschrauber auf unberührten Bergspitzen absetzen zu lassen. Das hätten die Pioniere des Schifahrens wohl niemals für möglich gehalten. Außer der Visionär, Vor- und Querdenker Toni Unterlechner. Der dachte schon in den 1950igern an einen eigenen Hubschrauberlandeplatz am Grafenast. Doch daraus wurde (bis jetzt) nichts.



An dieser Stelle möchte ich mich sehr herzlich bei Dr. Hansjörg Unterlechner bedanken, der mich während der Führung auf eine interessante, spannende und überaus heitere Reise durch seine Familiengeschichte und die Geschichte des Schilaufs mitnahm. Dankeschön!

Öffnungszeiten: Täglich zu Hotelöffnungszeiten von 8:00 - 22:00 Uhr

Kontakt:

Schimuseum Grafenast (im Bio-Hotel Grafenast)
 Familie Unterlechner
 A-6130 Hochpillberg, Pillbergstraße 205

³ Bei den Alpinisten handelte es sich um den Grazer Sportsman Max Kleinoscheg, den Mürzzuschlager Gastwirt Toni Schruf und Walter Wenderich. 1947 wurde die Errichtung eines Wintersportmuseums in Mürzzuschlag beschlossen.
⁴ Erst in den 1970er Jahren entwickelte sich der Tourenski als eigene Ski-Form heraus.

© Land Tirol; Mag. Sandra Schiestl, Text und Abbildungen 1-6.

Abbildungen:

- 1 - Blick ins Schimuseum, 2. Stock im Bio-Hotel Grafenast.
- 2 - Schautafel „Schimuseum 1900-1950 „erlebt und gesammelt von zwei Generationen – gestaltet von der dritten und vierten Generation“.
- 3 - Renn-Skeleton von Luis Unterlechner, starre Version, Teilnahme an Olympischen Winterspielen 1924 und 1928.
- 4 - Foto von Käthe und Toni Unterlechner mit Karwendel auf der Aussichtsterrasse ihrer Rodelhütte, 1912.
- 5 - Eschenschi von Toni Unterlechner, ca.1900/1910 mit Strammer-Bindung, um 1910.
- 6 - Detailaufnahme eines Aller- Schis, mit Sardinendose repariert, ca. 1930/1935.
- 7 - Gemälde von Gustav Jahn (1879-1919) Wintersport vor dem Start. Tempera/Gouache, um 1910.
Foto gemeinfrei. (<https://de.wikipedia.org/wiki/Skifahren>. Abgerufen am 01.09.2020).

POLITISCHE ASPEKTE EINES KULTBILDES

Die Wladimirskaja in der Ikonen-Ausstellung von Stift Stams

Der auf byzantinische Kunst spezialisierte Kunsthistoriker, Theologe und Sammler Univ.-Prof. DDr. Ekkart Sauser (14.04.1933 - 20.11.2019) übergab 2006 dem Land Tirol seine Ikonensammlung. Im Stift Stams fand sie ab 16. Mai 2013 einen idealen Ausstellungsort. Schon fast ein Jahrhundert früher hatte Abt Stephan Mariacher - er regierte von 1895 bis 1937 - ein Lorenzo Veneziano (nachweisbar in Venedig von 1353 bis 1379) zugeschriebenes Tafelbild erworben. In einer horizontal ausgerichteten Bildkomposition stellt der Maler alle drei Figuren gleichrangig nebeneinander indem er Überschneidungen vermeidet und die Kopfhöhen nur gering variiert. Das monochrome Rot des Hintergrundes steigert den Ausdruck von Trauer und Empathie. Diese *Beweinung Christi* mit Maria und Johannes dem Evangelisten wird zum stillen Andachtsbild, in welches sich Betrachter*innen versenken können. Durch seine spirituelle Aura fügt sich das italienische Gemälde gut in die Reihe der Ikonen aus der Sammlung Sauser.



Gegenstand dieses Beitrages sind aber die Ikonen im engeren Sinne bzw. eine Gruppe miteinander verwandter Ikonen, die unter dem Namen Wladimirskaja (*Ikone der Gottesmutter von Wladimir*) in die Kunstgeschichte eingingen.

Ikonen sind der östlichen Hemisphäre zuzuordnen, wenn auch gelegentlich italienische Einflüsse spürbar werden. Spontan denkt man an Griechenland, den Balken, Jerusalem, Russland, die Ukraine oder Ägypten. Vor allem Griechenland, dessen Kunst im Früh- und Hochmittelalter bis nach Italien ausstrahlt, gilt als Urheimat der Ikonen. „Von dort [Griechenland] zog die Tradition der Ikonen nach Russland. Dort kam es zur Ausbildung der schier unzählbaren Vielfalt von Marien-Ikonen“, schreibt Prof. DDr. Sauser in der Einführung der Erstausgabe des Kataloges „Fenster zur Ewigkeit“.¹

Für die Überarbeitung bzw. Neuauflage des Kataloges zur Ikonenausstellung im Stift Stams² hat DDr. Johannes Thomas Laichner, Pfarrer des Seelsorgeraumes Inntal, unverzichtbare Textbeiträge zur Geschichte, Ikonographie und Interpretation der ausgestellten Ikonen geleistet.



Eine griechische Marien-Ikone aus der Zeit um 1700 vom Typus der Glykophilusa/Elëusa diente Pater Norbert Schnellhammer als Vorlage für das Coverbild seiner Visitenkarte. Pater Norbert war Kustos des Stiftmuseums Stams. Vor der Umgestaltung hat er als Museumsverantwortlicher nicht nur die Kunstsammlung der Stamser Zisterzienser und die Dauerausstellung betreut, sondern auch immer wieder interessante Sonderausstellungen aus den hauseigenen Beständen organisiert³. Unter der Leitung von Pater Norbert Schnellhammer brachte das Stiftsmuseum zu einigen der Ausstellungen Kataloge heraus, sodass die von einem qualitätsvollen Museum geforderte wissenschaftliche Bearbeitung nachweislich gegeben war.

Während die Rückseite Foto und biographische Daten von P. Norbert enthält, zeigt die Vorderseite eine Ikone vom Typus Elëusa, bzw. Glykophilusa. Im *Lexikon christlicher Ikonographie* empfiehlt Univ.-Prof. Dr. Horst Hallensleben die synonyme Verwendung der beiden Begriffe⁴. Beide, die Elëusa (zu Deutsch: die Barmherzige) ebenso wie die Glykophilusa (zu Deutsch: die Süß-Küssende)⁵ bezeichnen die liebevolle

¹ Museum Stift Stams (Hg.), Kat. Fenster zur Ewigkeit. Marien-Ikonen aus 5 Jahrhunderten. Sammlung Prof. DDr. Sauser, Trier-Innsbruck (Projektleitung: P. Norbert Schnellhammer OCist, Stift Stams; Texte: DDr. Ekkart Sauser), Bozen o.J. [2005], S. 8.

² Zisterzienserabtei Stift Stams (Hg.), Ausst.-Kat. Fenster zur Ewigkeit. Ikonenschätze aus fünf Jahrhunderten, (Texte: Pfr. DDr. Johannes Thomas Laichner und Prof. DDr. Ekkart Sauser), Bozen 2019².

³ z.B. die Ausstellung „Dürer. Holzschnitte – Kupferstiche“ oder anlässlich der Restaurierung des Benedikt-Zyklus eine Schau von dreißig barocken Monumentalbildern unter dem Titel „Der heilige Benedikt. Leben und Wunder“.

⁴ Horst Hallensleben, LCI, Bd. 3, (Herder Sonderausgabe) 1971, S. 171.

⁵ Elëusa, die Barmherzige; Glykophilusa, die Süß-Küssende – vgl. LCI, Bd. 3, (Herder Sonderausgabe) 1971, S. 170 und 171.

Zärtlichkeit zwischen Mutter und Sohn. Christus schmiegt seinen Kopf an den der Mutter. Elëusa war jedoch in Byzanz keine Typenbezeichnung, sondern ein marianischer Ehrentitel (ab dem 11. Jh. nachweisbar).⁶ Darüber hinaus lässt sich diese Bildidee der innigen Mutter-Kind-Beziehung auch theologisch interpretieren, als Barmherzigkeit des Sohnes gegenüber den Gläubigen. Überhaupt ist eine Marienikone immer im Kontext mit dem Wirken und der Bedeutung Christi zu sehen. Niemals geht es um Maria oder die Mutterschaft allein.

Die Vorlage für Max Spielmanns (08.10.1906 – 05.11.1984) Interpretation bildet eine byzantinische Marien-Ikone aus der Stadt Wladimir (ca. 200 km östlich von Moskau), einem wichtigen Kultur- und Machtzentrum mit vorübergehendem Sitz des Metropoliten der Russisch-Orthodoxen Kirche. Laut Legende handelt es sich bei dieser Ikone um eines der drei Portraits, die der Evangelist Lukas selbst gemalt haben soll. Im 5. Jahrhundert soll sie auf Befehl des Kaisers Theodosius II. von Jerusalem nach Konstantinopel/Byzanz (heute: Istanbul) gebracht worden sein... Von den zahlreichen Legenden konnte keine bestätigt werden. Tatsache ist: Sie ist ein Meisterwerk, wurde im frühen 12. Jahrhundert in Byzanz gemalt – die Ikonen-Spezialisten würden sagen „geschrieben“ – und erlebte mehrere Beschädigungen mit jeweils nachfolgender Restaurierung.



Die Ur-Wladimirskaja markiert den Beginn des Christentums in Kiew. Großfürst Wladimir der Große (Wladimir I. Swjatoslawitsch) konvertierte im Jahre 988 anlässlich seiner Vermählung mit Prinzessin Anna von Byzanz zum Christentum. Tatsächlich war Wladimirs Taufe aber ein diplomatischer Schachzug. Seinem Volk, den Kiewer Rus, brachte sie die Christianisierung ein. Anfänglich fehlte es nicht nur an religiösem Eifer, sondern auch an liturgischen Gegenständen für die Messfeiern. Importe aus Byzanz schufen Abhilfe. Darunter befand sich als Geschenk des Patriarchen von Konstantinopel⁷ zwischen 1131 und 1136 auch jene Marien-Ikone, die man später - wie es Usus war - nach ihrem Standort Wladimir, die „Wladimirskaja“ nannte. Sie wurde anfänglich im Kloster Devičij in Wyschorod (bei Kiew) als Gnadenbild verehrt. Im Zusammenhang mit dem Aufstieg von Andrej Bogoljubskij (*1111; Regierungszeit 1168–1174†) zum Großfürsten von Wladimir-Susdal wurde die Ikone 1155 nach Wladimir gebracht. Grund für die Überstellung war der Plan, Wladimir als Großfürsten-Residenz und damit als politisches Zentrum zu etablieren. In weiterer Folge wurde die Wladimirskaja zum Nationalheiligtum Russlands. Nach 1395 fungierte sie als identitätsstiftendes Kultbild der Großfürsten von Moskau (erst ab 1478 lautete die Herrscherbezeichnung Zar), welche sich auch als Bewahrer des byzantinischen Throns verstanden. Im Zuge der Revolution wurde die Waldimirskaja zum Kunstobjekt und fand den Weg ins Museum.



Erwähnenswert ist eine weitere, politisch relevante Glykophilusa, nämlich die unter dem Namen „Federovskaja“ bekannte Marien-Ikone der Romanows. „Es wurde nicht nur der erste Zar aus dem Geschlecht [der Romanows] vor einer Ikone der Feodorovskaja zum Regenten des russischen Reiches berufen, sondern sie begleitet auch den letzten Zaren Nikolaus II. Romanov und dessen Familie bis an ihr blutiges Ende. Im Ipatjevhaus wurde nach dem Mord an der Zarenfamilie 1918 eine Kopie dieser berühmten Ikone gefunden.“⁸ Die ursprüngliche Feodorovskaja befindet sich im Bogoyavlensky Konvent in Kostroma. In der Ikonen-Ausstellung im Stift Stams ist eine Fassung aus dem 17. Jahrhundert zu sehen. Ihren Namen erhielt die Feodorovskaja gemäß einer Hypothese des russischen Byzantinisten Fëdor Ivanovič Uspenskij (19.02.1845 – 10.09.1928) nach ihrem Auftraggeber Jaroslaw II. (*1190; †30.09.1246), Großfürst von Wladimir-Susdal, dessen christlicher Name Feodor lautete. Angeblich schenkte sein Sohn Alexander Newski (* um 1220; †14.11.1263) diese Ikone 1239 seiner Braut zur Hochzeit.⁹ Seit dem 17. Jahrhundert fand die Federovskaja große Verbreitung durch Nachahmung.



⁶ Ebenda, S. 170.

⁷ Johannes Thomas Laichner, Gottesmutter „Wladimirskaja“, in: Fenster zur Ewigkeit, 2019 (wie Anm. 2), S. 55.

⁸ Johannes Thomas Laichner, in: Fenster zur Ewigkeit 2019 (wie Anm. 2), S. 20.

⁹ 5. Fëdor Ivanovič Uspenskij / Литвина А.Ф., Успенский Ф.Б. Выбор имени у русских князей X-XVI вв. Moscow: Indrik, 2006, S. 383-385.

Die vorliegende Fassung aus der Sammlung Sauser entstammt dieser Blütezeit der Verehrung. In den Nebendarstellungen wird auf die Passion hingewiesen.

Auch eine Wladimirskaja aus dem frühen 19. Jahrhundert gehört zur Sammlung Sauser und kann im Stift Stams besichtigt werden, andere Ikonen in der Art der Wladimirskaja findet man in verschiedenen orthodoxen Kirchen und in Museen auf der ganzen Welt. Die Wladimirskaja zeigt gemäß der Vorlage aus der Tretjakow-Galerie die Muttergottes als Halbfigur im Dreiviertelprofil nach links und das Jesuskind ganzfigurig. Ein Engel links und eine Frauenfigur rechts auf dem gemalten Rahmen stellen die Verkündigung Mariae dar. Meist wird allerdings nur ein Ausschnitt des Mutter-Kind-Bildes aus der Urfassung entnommen, wie es auch Max Spielmann praktizierte, der das Bild zudem noch farblich veränderte (siehe Abb. 3).



Typologisch sind sowohl die Wladimirskaja als auch die Feodorovskaja und auch Pater Noberts griechische Marien-Ikone der Elëusa/Glykophilusa¹⁰ zuzuordnen. Die sogenannten Urbilder, also die Erstfassungen wurden immer wieder kopiert bzw. meist leicht variiert nachgeahmt. Eine beachtliche Anzahl von Kopien trug zu ihrer Verbreitung bei, die bis nach Amerika¹¹ reicht. Es ist nicht anders als bei unseren westlichen Gnadenbildern, die immer wieder kopiert und dabei geringfügig variiert werden. Man denke nur an die vielen Marienfiguren, die einem beliebten Vorbild folgen: der Muttergottes von Altötting bei München, der blau - weiß gekleideten Lourdes-Madonna oder der Loretto-Madonna. So wurde durch die Nachbildungen die Gnade in alle Winkel der christlichen Welt gebracht.



Marien-Ikonen stehen in ihrer Bedeutung für die Ostkirchen unmittelbar nach den Christus-Ikonen. Auch in der Stamser Ikonenausstellung sind mehr als die Hälfte Marien-Ikonen. Sie bilden die Muttergottes gewissermaßen portraithaft ab, also ohne Einbindung in eine Szene. Maria wird als Thronende, als Stillende (Galaktotrophousa; was wir im Westen als Maria lactans kennen), als Pieta, selten als Ganzfigur stehend gezeigt. Die Namensgebung erfolgt entweder nach den klassischen Typenbezeichnungen, wie Hodegetria (streng, formal, oft herrschaftlich, trägt das Kind auf dem linken Arm = Tops der Rechtsgläubigkeit), Nikopoia usw. oder nach den Orten der Verehrung, der Auffindung, der Aufbewahrung oder sogar nach dem Auftraggeber.

Öffnungszeiten: auf Anfrage

Kontakt:

Verwaltung Stift Stams
A-6422 Stams | Stiftshof 1
Tel.: +43 (0) 5263 / 6242
Mail: verwaltung@stiftstams.at
<https://www.stiftstams.at/>

© Land Tirol, Dr. Sylvia Mader, Text und Abbildungen 1, 2.

© Stift Stams, (Ausstellungs-Katalog) *Fenster zur Ewigkeit. Ikonenschätze aus fünf Jahrhunderten*, hrsg. von Zisterzienserabtei Stift Stams, Bozen 2019². Abbildungen 3, 5, 6, 7.

© Alex Soft, 2004, Abbildung 4; gemeinfrei.

Abbildungen:

1 - Beweinung, Lorenzo Veneziano zugeschrieben, 14. Jh., Stift Stams; Foto: Land Tirol, Museums-servicestelle, Datenbank.

¹⁰ Die frühesten, nachweisbaren Bilder des Typs Elëusa/Glykophilusa entstammen dem Frühmittelalter (7.-9.Jh.). Besonders populär wurde die byzantinische Ikone aus Wladimir (um 1100), einer etwa 200 km östlich von Moskau gelegenen Stadt.

¹¹ Vgl. Beitrag auf der Homepage der orthodoxen Kirche in Baltimore. http://www.holy-transfiguration.org/library_en/moth_kostroma.html

- 2 - Elëusa“ (Glykophilusa), griechisch, um 1700, Cover der Visitenkarte von P. Norbert Schnellhammer OCist.; abfotografiert.
- 3 - „Wladimirskaja“ (Glykophilusa), von Max Spielmann, 1976, Email, Metall, 48,5 x 40,5 cm, Stift Stams. Kat.Nr.: 47, S.70.
- 4 - Ikone der Gottesmutter von Wladimir, anonym, frühes 12. Jh., Eitempera auf Lindenholz, 104 x 69 cm, Tretjekow-Galerie © public domain, Foto aus: CD-ROM "Государственная Третьяковская галерея".Издание 2-е; Допол. Издательство: Alex Soft, 2004.
- 5 - Gottesmutter Feodorovskaja (Glykophilusa), russisch, 17. Jh., Tempera auf Holz, 37,2 x 31,6 cm, Stift Stams. Kat.Nr. 7, S.20.
- 6 - Gottesmutter Wladimirskaja (Glykophilusa), russisch, Anfang 19. Jh., Tempera mit Details in Blattgold/-silber auf Holz, 30x25 cm, Stift Stams. Kat.Nr. 33, S.55.
- 7 - Hodegetria Myrtiotissa (mit der Myrtenkrone), griechisch, 18. Jh., Blattgold mit Tempera auf Holz, 26,5 x 21,1 cm, Stift Stams. Kat.Nr. 6, S.19.

TRINKEN MIT STIL

Ein beliebtes Trichterglas der Renaissance im Schloss Ambras



Das heurige **Ambraser Glasgespräch** musste wegen der Corona-Pandemie verschoben werden.

2015 hat Direktorin Dr. Veronika Sandbichler mit ihrem Team die Reihe der *Ambraser Glasgespräche* begonnen und damit ein Meilenstein gesetzt. Prof. Rudolf Strasser (1919 - 2014), der dem Schloss Ambras seine Glassammlung schenkte, schwebte vor, das Museum im Schloss Ambras als ein internationales Glaszentrum zu etablieren.

Es bietet sich also an, einen Blick in die faszinierende Welt der Glaskunst zu werfen. Wo wurde in Tirol Glas hergestellt?



Am 5. Jänner 1534 erhielt Wolfgang Vitl (1495 – 1540) das Privileg zur Errichtung einer Glashütte in der Unteren Lend, damals noch außerhalb der Stadt Hall in Tirol gelegen. Ein halbes Jahr später, am 1. Juni 1534 erteilte der spätere Kaiser Ferdinand I. von Habsburg die Betriebs-genehmigung (die Pergament- Urkunden befinden sich im Stadtarchiv Hall in Tirol.) Hall besaß damit, neben Antwerpen und Laibach, eine der ersten Glashütten im Habsburger-Reich, die hochqualitatives, farbloses Glas à la Vendig-Murano erzeugen konnten. Durch die Ausgrabungen der Stadtarchäologie Hall in Tirol in den Jahren 2008 und 2009 wissen wir relativ gut Bescheid über diese Manufaktur, die etwa ein Jahrhundert lang bestand.



Man stellte Trinkgläser, Schalen, Pokale, Kannen, Flaschen, aber auch Destilliergläser und Fensterscheiben her. Zu den Kunden gehörten auch Philippine Welser und Erzherzog Ferdinand II. von Habsburg, der Landesfürst von Tirol. Für die allerhöchsten Ansprüche scheint aber das Haller Glas doch nicht genügt zu haben. Denn Ferdinand II. gründete seine eigene Hofglashütte in Innsbruck, die aber nur zwanzig Jahre bestand.

Zwischen 1570 und 1591 gab es also in Tirol sogar zwei Glashütten, die farbloses Glas erzeugen konnten: eine in Hall und die Hofglashütte in Innsbruck, die zwischen 1570 und 1591 für Erzherzog Ferdinand II. Prunkgläser herstellte.

Heute profitiert Tirol vom Image der Kramsacher Glaserzeugung in der dortigen Glasfachschule. Der aus der Haller Manufaktur kommende Glasmacher-geselle Gilg Schreyer errichtete vor 1627 in Kramsach eine neue Glashütte, die 1934 aufgelassen wurde. Ihre Nachfolge trat nach dem Zweiten Weltkrieg die Glasfachschule Kramsach an.



Im 16. Jahrhundert kamen Trichterpokale in Mode und entwickelten sich zum zeitlosen Luxus-Trinkglas, das bis ins 18. Jahrhundert hinein aktuell blieb. Das Kunsthistorische Museum Schloss Ambras besitzt mehrere Trichterpokale, u.a. aus Schlesien, Potsdam, aber auch zwei aus Hall in Tirol.

Der ältere, von Wolfgang Vitl produzierte ist schlank, mit tief angesetzter, geschweift-trichterförmiger, glatter Wandung. Er wirkt für den heutigen Geschmack elegant, fast wie ein modernes Sektglas. Die Experten vom Kunsthistorischen Museum datieren ihn auf ca. 1540¹, weshalb er wohl der Glashütte Hall zuzuordnen ist (siehe oben: Gründung 1534).

¹ Permalink: www.khm.at/de/object/f32678cf3f/ (Zugriff am 5.11.2020)

Neben diesem, wohl aus den Anfängen der Haller Glashütte unter Wolfgang Vitl (1534 - 1550) stammenden Trichterpokal, besitzt das Schloss Ambras einen weiteren, in der Blütezeit unter Sebastian Höchstetter (1540 - 1569) entstanden.

Dieses exklusive Trinkglas mit den Stegen an der konischen Wandung und dem diamantschliffartigen Nodus trägt die Inschriften, man sollte wohl eher sagen Einritzungen, des Tiroler Adelsgeschlechtes der Fuchs von Fuchsberg. Die Inschriften deuten auf langjährige Verwendung bzw. Vererbung hin: "Carolus Fuchs 1674 den 5. Februari aussgesoffen"; darunter: "Ferdinand Carolus Fuchs 1674 den 5. Februari aussgessoffen"; darunter: "Andreas Carolus Fuchs 1719"². Carl Graf Fuchs von Fuchsberg der Jüngere, Besitzer der Jaufenburg oberhalb von St. Leonhard in Passeier in Südtirol ist uns bekannt, weil er sich besonders großzügig gegenüber der Talbevölkerung zeigte. Nach seinem Tod mussten seine Nachfahren jedoch ein hochverschuldetes Erbe übernehmen, welches sich mit ihrer verschwenderischen Lebensweise nicht vereinbaren ließ.³



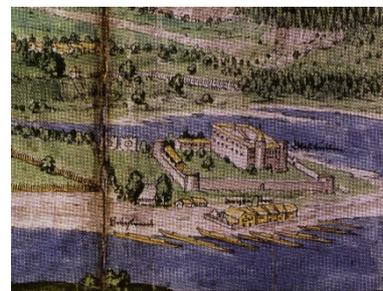
Ein ähnlicher Trichterpokal, allerdings mit Dellendekor, gehörte dem Besitzer der damals sehr erfolgreichen Glashütte selbst. Sebastian Höchstetter war Mitglied der Haller Stubengesellschaft, einem Gesellschaftsclub, dem Patrizier, Adelige und Geistliche angehörten. Zweck derartiger Vereinigungen waren neben Netzworfbildung die Trinkgelage unter Gleichgesinnten, vor allem aber unter Gleichrangigen. Man wollte nicht mit der „gewöhnlichen“ Bevölkerung im Gasthaus sitzen, sondern traf sich in einer Trinkstube. Die Trinkstuben in Hall in Tirol und in Bruneck im Pustertal, Südtirol, sind noch erhalten. Der Freskenschmuck in der Brunecker Trinkstube zeigt die Wappen der Mitglieder und die damaligen Formen der Gläser.



Höchstetters Trichterpokal blieb offenbar nach seinem Tod im Haller Stubenhaus (Oberer Stadtplatz, 6060 Hall i.T.) und gehört heute der seit 1508 bestehenden Haller Stubengesellschaft. Deponiert ist dieses bemerkenswerte Objekt im Stadtmuseum Hall in Tirol. 2008 wurde der Trichterpokal der Stubengesellschaft anlässlich einer Sonderausstellung im

Museum Stadtarchäologie Hall i.T. gezeigt.

Auf Johann Chrysostomus Höchstetter (1570 - 1600) folgte Jakob Kripp von Prunnberg. In den letzten Jahren war die Glashütte aber nicht mehr konkurrenzfähig, sodass sie schließlich geschlossen werden musste. Die Gläser der Haller Glashütte sind weltweit in Museen vertreten. Etwas Nachholbedarf besteht allerdings in der kunsthistorischen Forschung bei der eindeutigen Klassifizierung bzw. Zuordnung nach Hall. Die Dissertation von Anna Awad wird dafür die erforderliche Ausgangsbasis liefern.



Herzlicher Dank gebührt Herrn Dr. Thomas Kuster, für die Bereitstellung von Objekt-Fotos mit den dazugehörigen Datenblättern.

Literatur:

- Josef Ringler, Die Tiroler Glashütten von Kramsach und Hörbrunn, Alte und moderne Kunst, Wien 1959, Heft 4, S. 10;
- Erich Egg, Die Glashütten zu Hall und Innsbruck im 16. Jahrhundert, (Tiroler Wirtschaftsstudien, Band 15), Innsbruck 1962
- Anna Awad, Der Befund 137 aus der Glashütte Hall in Tirol, eine Bruchgrube des 16./17. Jahrhunderts? Auswertung der Glasfunde, (unveröffentlichte Diplomarbeit), Innsbruck 2013.
- Anna Awad, Frühneuzeitliche Glasproduktion in der Glashütte von Hall in Tirol, (Dissertation, vor Abschluss).

Öffnungszeiten: täglich von 10:00 – 17:00 Uhr; im November geschlossen

² Permalink: www.khm.at/de/object/8745ee52c2/ (Zugriff am 5.11.2020)

³ Christoph Guffler: Besitzstand der Grafen Fuchs bei ihrem Aussterben im Jahre 1828, in: ARX. Burgen und Schlösser in Bayern, Österreich und Südtirol, hrsg. vom Südtiroler Burgeninstitut, 2/2016, S. 37–45

Kontakt:

Schloss Ambras Innsbruck
A-6020 Innsbruck, Schloßstraße 20
Tel.: +43 (0)1 52524 4802
Mail: info@schlossambras-innsbruck.at
<https://www.schlossambras-innsbruck.at/>

© Land Tirol, Dr. Sylvia Mader, Text und Abbildungen 2 und 6
© KHM-Museumsverband, Abbildungen 1, 3, 4, 5
© Dr. Alexander ZanESCO, Abbildung 7

Abbildungen

- 1 - Glashütte Hall, Scherzglas/Trinkglas in Form eines Hutes, 1572/90, Kunsthistorisches Museum Wien, Kunstkammer, Inv.-Nr. KK_3387.
- 2 - Archäologische Grabung der Stadtarchäologie Hall in Tirol, Untere Lend Glashüttenareal, 2009.
- 3 - Johann Chrysostomus Höchstetter (1570 - 1600), Glashütte Hall in Tirol, Hohes Paßglas mit Diamantgravur, genannt "Glas der Philippine Welser", nach 1570, Kunsthistorisches Museum Wien, Kunstkammer, Inv.-Nr. KK_10189.
- 4 - Wolfgang Vitl (1534-1540), Glashütte Hall, Pokal mit Wappen (von der Dürr und Puchheim), um 1540, Kunsthistorisches Museum Wien, Kunstkammer, Inv.-Nr. KK_10188.
- 5 - Sebastian Höchstetter (1540 - 1569), Glashütte Hall in Tirol, Trichterpokal der Grafen Fuchs, Kunsthistorisches Museum Wien, Kunstkammer, Inv.-Nr. KK_10191.
- 6 - Sebastian Höchstetter (1540 - 1569), Glashütte Hall in Tirol, Trichterpokal der Haller Stubengesellschaft, um 1550, Stadtmuseum Hall i.T.
- 7 - Ansicht von Hall i.T. aus dem Schwazer Bergbuch, 1556. Im Osten der Stadt, nahe dem Flussufer, sieht man den Bau der Glashütte und die rechteckige Umfassungsmauer mit runden Ecktürmen.